

Das Buch des Marco Polo als Quelle für die Religionsgeschichte

Von

Missionsdirektor

**Lic. theol. Dr. phil. J. Witte
in Berlin**



**Hutten-Verlag
G. m. b. H.
Berlin SW 11.**

47
one

2673

Das
Buch des Marco Polo
als Quelle für die
Religionsgeschichte

— von —
Lic. theol. Dr. phil. J. Witte

Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Mit angebrachtem Lapp
Für Verfasser.

Das Buch des Marco Polo als Quelle für die Religionsgeschichte

Von

Missionsdirektor

Lic. theol. Dr. phil. J. Witte

in Berlin



Hutten-Verlag
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

(1916)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Hutten-Verlag
G. m. b. H., Berlin 1916.

47
Oma
2672



Inhaltsangabe.

	Seite
I. Vorwort	5—6
II. Einleitung.	
§ 1. Die Persönlichkeit des Marco Polo	7—8
§ 2. Das Buch des Marco Polo	8—19
III. Abhandlung.	
§ 1. Der Buddhismus	20—60
a) Ceylon. Adams Grab, Buddhas Lebensbeschreibung. Buddha-Reliquien	20—31
b) Die Seelenwanderungslehre (in China)	31—32
c) Kublais Wohltätigkeit auf den Buddhismus zurückgeführt. Sittliche Umwandlung der Mongolen	32—33
d) Die religiöse Praxis des Buddhismus (Lamaismus an Kublais Hof und sonstige religiöse Zustände im Lamaismus)	33—45
e) Religiöses Leben im Lamaismus in Tangut	45—48
f) Der Lamaismus in Campichu (Kanchau)	48—51
g) Der Buddhismus in Kaschmir	51—54
h) Der Buddhismus in Japan	54—57
i) Das Buddhistenkloster auf der goldenen Insel im Yangtse	57
k) Die prunkvollen Pagoden (Königsgrab) in Burma	57—59
l) Überblick über den von Marco Polo über den Buddhismus gebotenen religionsgeschichtlichen Stoff	59—60
§ 2. Die ursprüngliche Religion der Mongolen	61—65
a) Ihre Götter und deren Kult	61—63
b) Tötung v. Menschen bei Fürstenbegräbnissen	63—64
c) Ehen zwischen Toten	64—65
d) Opferbräuche und Aberglauben	65
§ 3. Die Religionen der Chinesen	66—84
a) Verehrung des Himmels. Gott Natigai. Seelenwanderungslehre. Kindliche Pietät.	66—68
b) Begräbnisriten. Trauerbräuche. Fengschui-Doktoren	68—71
c) Geomanten (Astrologen). Fengschui-Doktoren	71—73

	Seite
d) Taoismus. Mönche. Asketen. Götter	74—75
e) Restbestandteile primitiver Religionsformen in China	75—83
f) Überblick und Urteil über den von Marco Polo über China gebotenen Stoff	83—84
§ 4. Der Hinduismus	84—99
Der Rosenkranz. Selbstopferung der Va- sallen beim Tode ihres Fürsten. Verbrecher töten sich zu Ehren einer Gottheit. Witwen- verbrennung. Sitzen auf der Erde. Rinder- verehrung. Scheu, Tiere zu töten. Moham- medaner als Schlächter. Tägliche Waschun- gen. Physiognomie. Geomantie. Tempel- dirnen. Götteropfer. Ehen der Götter. Farbe der Götter und Teufel. Amulette. Die Brahmanen die besten Kaufleute. Ihre Keuschheit. Beachtung von Vorzeichen. Nackte Asketen (Chughi). Tötung von Tieren und allem Lebendigen vermieden. Erprobung der Novizen. Totenverbrennung. Brahmanen als Beschwörer gegen Haifische.	
§ 5. Der Islam	99—109
a) Maßregeln Kublais gegen den Islam	101—102
b) Die Erzählung über den „Alten vom Berge“	102—104
c) Weintrinkende Mohammedaner	104—105
d) Trauerbräuche der Mohammedaner am Per- sischen Meerbusen	105—106
e) Verbreitung des Islams auf Sumatra	106—107
f) Kennzeichnung der Mohammedaner in Abes- sinien durch einen Strich auf der Stirn . . .	107—109
§ 6. Das Judentum. Kurze Erwähnung der Juden an der Westküste Indiens, in Abessinien und in China	109—110
§ 7. Altpersische Religion	111—115
a) Parsistischer Feuerkult	111—112
b) Heraufbeschwörung von Finsternis	112—114
c) Die Legende über den Sonnenbaum	114—115
§ 8. Die Religion auf Sumatra. Islam. Menschen ohne Religion. Fetischismus. Kranken- tötung. Kannibalismus	116—119
IV. Schluß.	
Gesamurteil über den Wert der Mitteilungen Marco Polos über Stoffe der Religions- geschichte	120
V. Verzeichnis der benutzten Literatur . . .	121—126

I. Vorwort.

Das vorliegende Buch ist eine Arbeit, die von mir angefertigt worden ist zur Erlangung der Doktorwürde bei der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn. Durch die Güte der Fakultät war mir gestattet worden, als Inaugural-Dissertation nur das erste Drittel des Buches unter dem Titel „Das Buch des Marco Polo als Quelle für den Buddhismus“ drucken zu lassen. Nunmehr erscheint die ganze Arbeit. Ihre Bedeutung wird wesentlich darin liegen, daß sie denjenigen, die sich für Religionsgeschichte interessieren, es ermöglicht, hier alles das, was Marco Polo in seinem berühmten Werk über religiöse Dinge berichtet, zusammengestellt und untersucht zu finden. Dadurch bleibt zunächst dem Leser dieser Arbeit viel mühseliges Suchen in dem umfangreichen Werk des Marco Polo erspart. Außerdem waren in den bisherigen, kommentierten Ausgaben des Marco Polo die Erläuterungen zu den volkskundlichen und andern Berichten sehr eingehend und sorgfältig, aber die Erläuterungen und Untersuchungen zu den religiösen Stoffen recht lückenhaft. Da hat die vorliegende Arbeit Abhilfe zu schaffen gesucht und diese Berichte neu untersucht und möglichst gründlich beleuchtet. Bei der Lösung dieser oft schwierigen Aufgabe haben mir die Herren Professoren D. Dr. C. Clemen in Bonn und D. Haas in Leipzig sehr wertvolle Hilfe geleistet, wofür ihnen hier ausdrücklich besonderer Dank gesagt sei. Professor D. Haas hat mich zur Behandlung dieses Themas angeregt. Dank gebührt zudem Sr. Exzellenz Herrn Generaldirektor Professor D. Dr. v. Harnack, der mir durch sehr freundliches Entgegenkommen eine langfristige Benutzung der einschlägigen Literatur bei der Kgl. Bibliothek in Berlin ermöglicht hat.

Die vorliegende Arbeit darf aber auch, denke ich, darauf zählen, daß die Kreise der Missionsfreunde sie beachten. Denn was Marco Polo über die Religionen zahlreicher fremder Völker berichtet, was nun hier in deutscher Übersetzung geboten wird und eingehend erläutert ist, das ist für alle die von lebhaftem Interesse,

die aus dem wirklichen religiösen Bestand jener Völker die Notwendigkeit der Missionsarbeit ableiten. Es sind viele interessante Einzelheiten in den Schilderungen des Marco Polo. Und diese Schilderungen sind weder unglaublich noch ist ihr Wert veraltet. Buddhisten aller Länder, Mongolen, Chinesen, Japaner, Sumatraner, Inder, Afrikaner, Perser und Juden, diese großen Völker und Völkergruppen ziehen an uns vorüber, ein weites Feld mannigfacher Ausprägungen des religiösen Lebens der Erde.

So sei dies Buch der Öffentlichkeit übergeben mit dem Wunsche, daß es denen etwas wertvolles biete, die das in ihm suchen, was es sein will.

Berlin, im Januar 1916.

Der Verfasser.

II. Einleitung.

§ 1.

Die Persönlichkeit des Verfassers.

Im Jahre 1260 traten zwei unternehmende Venetianer, ein Brüderpaar, Nicolo und Matteo Polo, von Konstantinopel aus eine Handelsreise an, die sie nach der Krim hinein, nach Innerasien und zuletzt bis an den Hof des Kaisers Kublai, des großen Begründers der Mongolen-Dynastie auf dem chinesischen Thron (1259—1294), in Kaipingfu *) führte. Dort fanden die Gäste aus der fremden Ferne freundliche Aufnahme. Kublai betraute sie schließlich 1266 sogar mit einer Gesandtschaft an den Papst in Rom; sie hatten den Auftrag, den Papst zu bitten, er möge hundert sowohl in der christlichen Religion als in den Wissenschaften bewanderte Männer senden, die ihm dazu dienen sollten, durch das katholische Christentum das Volk in seinem Reich zu veredeln und zu heben.

Als die beiden Polo nach mehr als dreijähriger Reise 1269 Akko in Syrien erreicht hatten, mußten sie hören, daß es einen Papst, dem sie ihren Auftrag hätten ausrichten können, zurzeit überhaupt nicht gebe. Clemens IV. war 1268 gestorben, zu einer Neuwahl aber war es noch nicht gekommen. Sie fuhren deshalb, diese abzuwarten und die Heimat wiederzusehen, nach Venedig. Hier traf Nicolo Polo seine Frau nicht mehr am Leben an, fand aber seinen 1254 geborenen Sohn Marco als aufblühenden Jüngling wieder.

Mit diesem jungen Marco Polo (Paulus Venetus), dem Verfasser des zu behandelnden Werkes, traten die Brüder nach zweijährigem Zusehen, während dessen es noch immer zu keiner Neubesetzung des verwaisten päpstlichen Stuhles gekommen war, im Jahre 1271 wieder die Rückreise nach dem fernen Osten an. In

*) Kaipingfu, auch Schangtu, die von Kublai 1260 gegründete neue Sommer-Residenz, die nördlich von der Großen Mauer lag, 300 Kilometer nördlich von Peking.

Armenien erreichte sie die Nachricht, daß endlich der Legat von Akko zum Papst gewählt worden sei. Dieser, es war Gregor X. (1271—1276), gab ihnen auch Antwortschreiben an den Kaiser Kublai: statt der hundert Priester aber, die dieser sich erbeten hatte, begleiteten sie deren nicht mehr als zwei. Auch diesen beiden Mönchen aber erschien die Reise bald zu gefährlich. Sie gaben ihre Briefe ihren weltlichen Begleitern und ließen diese allein weiterziehen.

Wohlbehalten gelangten diese selbst nach $3\frac{1}{2}$ Jahren 1275 in Kaipingfu (Schangtu) an. Sie wurden mit großen Ehren empfangen. Der junge Marco Polo erlangte bald die besondere Gunst Kublais, der ihn in seinen persönlichen Dienst nahm und häufig mit besonderen Missionen betraute, Missionen, die ihn nach Osten hin bis Tibet, nach Süden bis Cochinchina, nach Norden bis Karakorum führten. Für drei Jahre bekleidete er das Amt eines Gouverneurs von Yang-chou. Im Jahre 1292 erbaten und erhielten die Venetianer ihren Abschied und reisten mit einer dem Khan von Persien eine mongolische Braut zuführenden Gesandtschaft auf dem Seeweg in ihre Heimat. In Sumatra und Südindien wurden die Reisenden lange aufgehalten. So kamen sie erst 1295 in Venedig an.

Marco Polo erlangte in seiner Vaterstadt bald eine geachtete Stellung. Daher wurde ihm in dem 1298 mit den Genuesen ausbrechenden Kriege die Führung eines Kriegsschiffes übertragen. In der Seeschlacht von Curzola, in der die Genuesen einen glänzenden Sieg erfochten, wurde Marco Polo gefangen genommen. Im Gefängnis in Genua hat er dann einem Leidensgenossen, einem Pisaner namens Rusticiano, das vorliegende Buch diktiert. Rusticiano war, wie aus seinen eigenen, sonstigen Veröffentlichungen hervorgeht, kein Mann von hervorragenden Geistesgaben oder umfassender Gelehrsamkeit. Der hat des Marco Polo Diktat in schlechtem Französisch niedergeschrieben. Im Jahre 1299 wurde Marco Polo aus der Gefangenschaft entlassen. Im Jahre 1324 ist er in Venedig gestorben.

§ 2.

Das Buch des Marco Polo.

Unter den neueren Ausgaben des in 85 Manuskripten und zahlreichen Drucken in verschiedenen Sprachen überlieferten Werkes sind heute von wirklich wissenschaftlicher Bedeutung vor allem zwei:

1. *Le livre de Marco Polo, citoyen de Venice, par M. G. Pauthier.* Paris, 2 Bände, 1865.

2. *The book of Marco Polo, the Venetian, concerning the kingdoms and marvels of the East translated and edited with notes by Henry Yule.* 3rd edition, revised by Henri Cordier (of Paris), London, 2 Bände, 1903.

Von neueren deutschen Ausgaben sind zu nennen:

1. *Die Reisen des Venetianers Marco Polo im 13. Jahrhundert.* von August Bürk. Nebst Zusätzen und Verbesserungen von Karl Friedrich Neumann. 2. Auflage. Leipzig 1855.

2. *Die Reisen des Venetianers Marco Polo im 13. Jahrhundert* von Dr. Hans Lemke. 2. Auflage. Berlin 1908. Dies letztere ist ein für weitere Kreise bestimmtes, gemeinverständliches Werk.

3. Dr. O. H. Brandt, *Marco Polos abenteuerliche Fahrten.* Berlin 1912.

4. C. Meyer-Frommhold, *Vor 600 Jahren im Reiche der Mitte.* Marco Polos Berichte über seine Reise nach China . . . , in „*Erlebtes und Erschautes*“. Leipzig 1912.

Die vorliegende Arbeit schließt sich an die englische Ausgabe von H. Yule an, unter Vergleichung der französischen Ausgabe von M. G. Pauthier. Dazu muß noch folgendes bemerkt werden. Der Text der englischen Ausgabe von H. Yule beruht auf einer vollständigen, in Paris befindlichen, 1824 von der Geographischen Gesellschaft veröffentlichten französischen Handschrift (G. T. = geographischer Text genannt). M. G. Pauthier hat sich an andere französische Handschriften, von denen eine in Paris, eine andere in Bern ist, angeschlossen.

H. Yule hat seinem Text Stellen eingefügt, die durch eckige Klammern gekennzeichnet sind. Diese entstammen dem italienischen Text des G. B. Ramusio (1485—1557). Ramusio bietet mancherlei Episoden, die wohl auf mündliche Mitteilungen Marco Polos zurückgehen, die er seinen Freunden gemacht hat, nachdem er das Diktat seines Buches schon abgeschlossen hatte. Aber diese Mitteilungen sind durch häufiges Wiedererzählen und kritikloses Niederschreiben entstellt und daher nicht von gleichem Wert wie der in altem Französisch überlieferte, ursprüngliche Text des Buches. Im Laufe der folgenden Untersuchung wird ein Ramusio-Text jedesmal durch eckige Klammern gekennzeichnet und bei der Beurteilung seines Inhaltes stets sein sekundärer Wert berücksichtigt.

Wer zu einer gerechten Beurteilung des Inhaltes des zu behandelnden Werkes kommen will, darf nicht außer Acht lassen, daß sein Verfasser ganz und gar kein Gelehrter war, sondern ein Mann, dessen Gedanken, entsprechend dem Kaufmannskreise, dem er entstammte, vorwiegend auf kaufmännische Interessen gerichtet waren, ebenso wie sein Vater und sein Onkel ihre Reisen unternahmen, um Geldgewinn zu erzielen. Marco Polo beachtet und betont bei all seinen Beschreibungen der von ihm bereisten Länder vor allem ihre wirtschaftliche Lage und ihre Naturschätze, soweit sie Gewinn, Handel und gewerbliche Ausbeute betreffen. Im Dienste des unermeßlich reichen, freigebigen Kublai war er als Verwaltungsbeamter und politischer Berater tätig. Da waren es wieder vor allem staatliche, wirtschaftliche und soziale Dinge, die ihm anlagen. Wohl hat er die Länder, die er in so großer Zahl gesehen hat, offenen Auges und mit hellem Blick durchreist und alle möglichen Lebensgebiete der Aufmerksamkeit gewürdigt. Anders als die sonst von Kublai mit Missionen Betrauten, über die dieser zu klagen hatte, daß sie bei ihrer Rückkehr von ihren Missionen nur gerade über die aufgetragenen und erledigten Geschäfte etwas zu berichten wußten, aber nichts über die eigenartigen Lebensverhältnisse der durchreisten Gegenden, hat Marco Polo, „wenn er hin- und zurückkreiste, sich große Mühe gegeben, über alle Einzelheiten der verschiedenen Lebensverhältnisse der Länder, welche er besuchte, etwas zu erkunden, um imstande zu sein, über sie dem Großen Khan etwas zu erzählen“ (Prolog cap. 15, Yule I, S. 28).

Auch hat er (siehe ebenda) in kurzer Zeit nicht nur das Idiom der Tartaren, sondern „mehrere Sprachen erlernt und vier verschiedene Schriftarten“ sich angeeignet. Wie tief diese Kenntnisse reichten, darüber läßt sich nicht wohl etwas Bestimmtes aussagen. Jedenfalls gibt er, trotzdem er drei Jahre Gouverneur von Yang-chou war, von einigen chinesischen Worten (Suju = Erde, Kinsay = Himmel) falsche Erklärungen. Und selbst wenn man seine Sprachkenntnisse ziemlich hoch einschätzt, so erlangte er doch nur zum mündlichen Verkehr gerade ausreichende Kenntnisse und auch solche nur in wenigen der vielen von ihm besuchten und geschilderten Länder. Selbst da aber, wo er persönlich direkte Erkundigungen einziehen konnte, waren diese nicht in jedem Fall richtig und gründlich. Über die Sitten und Gebräuche der Mongolen ist er z. B. besser unterrichtet als über die der Chinesen, mit denen er trotz des 17jährigen Aufenthaltes in

China nicht so recht vertraut geworden ist, dies wohl darum, weil die Umgebung des Khan, in der er die längste Zeit lebte, sich auch in Peking fast nur aus Ausländern, Tartaren, Mohammedanern (Arabern) und Christen zusammensetzte (Buch II, cap. 23, Yule I, S. 418).

Daß er bei seiner Schilderung Chinas die Große Mauer nicht erwähnt, darf nicht verwundern. Ist diese doch, wie sie sich heute dem Auge des Beschauers bietet, erst eine Schöpfung der Mingzeit (siehe W. Schüler, *Abriß der neueren Geschichte Chinas*, Berlin 1912, S. 54; O. F. v. Möllendorff, „*Die große Mauer von China*“, in der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*, Leipzig 1881). Freilich muß dabei erwähnt werden, daß Raschideddin (1247—1318) sagt: „*Die chinesischen Herrscher, welche Altym-Khane heißen, führten, um ihr Land vor den Einfällen der mongolischen Stämme zu schützen, einen Wall auf, welchen die Mongolen ongu nennen. . . . Dem Stämme der Ongut hatten die Altym-Khane die Bewachung der Mauer übertragen*“ (*Histoire des Mongols de Raschid-Eddin*, von E. L. Berezine, Petersburg, 1858/59, I, S. 114). Aber solcher Wälle gab es mehrere und sie hatten die Mongolen nicht ferngehalten. Sie besaßen nicht die einzigartige Bedeutung der späteren Mauer. Das entschuldigt Marco Polo.

Aber er sagt auch kein Wort über die Eigenart der Schrift der Chinesen, die doch Wilhelm Ruysbroek, Marco Polos jüngerer Zeitgenosse, der in China selbst nicht gewesen ist, richtig kennzeichnet, indem er schreibt: „*Sie schreiben mit einem Pinsel, wie der ist, mit dem die Maler malen, und sie machen die verschiedenen Buchstaben in einer einzigen Figur, die ein ganzes Wort enthält*“ (siehe W. W. Rockhill, *William of Rubrouck, translated*, London 1900, S. 201, § 329). Marco Polo erwähnt ferner nicht den Tee Chinas, nicht die Buchdruckerkunst, nicht die Krüppelfüße der Frauen; seine Städtenamen und Landschaftsbezeichnungen in China und seiner Umgebung sind alle mongolisch, persisch oder türkisch, trotzdem es für alle genannten Städte und Landschaften chinesische Namen gab (siehe H. Yule I, Einleitung, S. 110 f.).

Wäre nun Marco Polo wenigstens, wenn auch kein Gelehrter, so doch ein wissenschaftlich gründlich gebildeter Mann gewesen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß er schon im Alter von 15 Jahren aus seiner heimischen Umgebung herausgerissen wurde. Unter diesen Umständen konnte seine wissenschaftliche Bildung nicht eben irgend bedeutend sein, und es fehlte ihm naturgemäß bei

der Beurteilung vieler Dinge in fremder Umgebung die rechte Um-
sicht sowie der kritisch geschulte Sinn zu prinzipieller Erfassung
und Sichtung des Erschauten und Gehörten.

Und wenn man nun erst berücksichtigt, was das doch für eine Welt war, die Marco Polo sah und schildern wollte! Eine Welt jedenfalls, die seiner Zeit völlig neu war, auch wenn er gleich nicht der erste Europäer war, der sie hat kennen lernen dürfen. Im 13. Jahrhundert bestand ja zwar ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Europa und Ostasien, und das zu Wasser wie zu Lande. Kaufleute aus Venedig und Genua hatten Niederlassungen in Hangschoufu und Amoy. An Kublais Hof war ein Pariser Goldschmied, ein Deutscher baute ihm Belagerungsmaschinen (Buch II, cap. 72, Yule II, S. 159: „ein deutscher Christ“). Die Kenntnisse über den fernen Osten aber, die dem Westen durch diese Beziehungen vermittelt wurden, sind allem Anschein nach ganz unbedeutend gewesen. Niemand von diesen Männern hat ein literarisches Werk hinterlassen.

Bücher über das östliche Asien haben vor Marco Polo in jener Zeit nur drei Männer geschrieben, die Franziskanermönche Plano Carpini, Benedikt von Polen und Wilhelm Ruysbroek (Rubruquis) (siehe Encyclopaedia Britannica, 11. Auflage, Cambridge, 1910 und 1911, Bd. 5, 397 ff., Bd. 23, 810 ff.). Aber diese Drei haben wohl Innerasien bis Carakorum, der damaligen Residenz der Mongolenherrscher, die sie besuchten, kennen gelernt, haben jedoch weder China bereist, noch auf die Sunda-Inseln, den Boden Indiens usw. ihren Fuß gesetzt. Die beiden ersten waren von Papst Innozenz IV. (1243—54) im Jahre 1245 an den Mongolenfürsten Ogdai Khan gesandt. Des Plano Carpini „Historia Mongalorum“ (M. D'Avezac, Recueil de voyages et de mémoires de la Société de Géographie de Paris, Bd. 4, 1839: Historia Mongalorum) enthält neben vielem Phantastischen und Absurden doch nicht wenig richtiges und wichtiges Material, wogegen der kurze Bericht des Benediktus unbedeutend ist. Wilhelm Ruysbroek war 1254 in Carakorum als Gesandter des Königs Ludwig IX. von Frankreich (1226—1270) an den angeblich christlichen Mongolenfürsten Sartak. Sein Buch ist eine der glänzendsten Reiseschilderungen des Mittelalters. Aber von Marco Polo war es so wenig bekannt wie die beiden anderen Bücher. Und selbst wenn er sie gekannt hätte, so hätten sie ihm doch nur für einen ganz geringen Bruchteil seiner Schilderungen nützen können. In der großen Hauptsache ist das, was Marco Polo

geschildert hat, für seine Zeit ganz neu, von niemandem vorher dem Abendlande geboten. Auf nichts, was er zu sehen bekam, war Marco Polo also vorbereitet. Denn was er von Vater und Oheim, den Vielgereisten, erfahren konnte, das war doch auch nicht anders orientiert, sie waren eben Kaufleute.

So darf man sich darüber nicht wundern, daß Marco Polo bei vielen Völkern über ihre Religion nichts weiter sagt, als etwa: „Sie sind Götzendiener (Ydolastres) und verbrennen ihre Toten“, oder: „Die Einwohner sind Sarazenen (Mohammedaner)“. Sondern man muß sich vielmehr freuen, daß er daneben bei andern Völkern in sehr ausführlicher Weise über ihr religiöses Leben berichtet. Nur muß man mit Rücksicht auf das soeben über die Persönlichkeit des Verfassers Gesagte sich vor minutiöser Exegese der einzelnen Sätze und Schilderungen hüten. Ohne jede Vorkenntnis über die zum Teil höchst fremdartigen religiösen Gebräuche berichtet hier nicht ein Theologe, sondern ein Laie, ein Kaufmann. Da ist vieles ungenau, falsch gesehen, zusammengeworfen, was nicht zusammengehört. Der Ausdruck „Götzendiener“ muß für die Buddhisten herhalten so gut wie für die Bewohner von Sumatra und entspricht etwa dem heutigen vulgären Ausdruck „Heide“.

Man darf des weiteren nicht vergessen, daß das Buch dem 13. Jahrhundert entstammt und der Feder eines Katholiken, der mit Abscheu von den damaligen Reformbestrebungen in der Kirche spricht (Yule I, 303, II, 365: „schlechter als viele Patarins“ [Katharer]) und mit Verehrung an den Heiligen hängt, der die Welt von ungezählten Geistern beherrscht sieht, und dem bei den Priestern fremder Religionen beobachtete „Wundertaten“ kurzerhand als vom Teufel bewirkt gelten (Yule I, 301: „Was sie (die Zauberer aus Tibet und Kaschmir) in dieser Hinsicht auch immer leisten, geschieht durch die Hilfe des Teufels, aber sie machen die Leute glauben, daß es durch die Kraft ihrer Heiligkeit und durch die Hilfe Gottes zustande kommt“).

Wieweit nun im einzelnen die Darbietungen des Marco Polo für die Erforschung der nichtchristlichen Religionen, für die heutige wissenschaftliche Religionsforschung Wert haben und wieweit sie richtig sind, das zu zeigen wird Aufgabe der anzustellenden Prüfungen sein.

Um aber nicht an dieselben mit dem Gefühl der völligen Unsicherheit herangehen zu müssen, ob Marco Polos Aussagen glaubwürdig sind oder nicht, wird es gut sein, sich vorher darüber zu

vergewissern, welches Urteil die heutige Wissenschaft über seine Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit in der Darbietung ethnographischen Materials überhaupt gewonnen hat, und ferner, wie sich dasselbe Urteil da stellt, wo er auf christlich religiöse Dinge zu sprechen kommt. Dadurch wird zwar nicht ein Urteil festgelegt über jede einzelne Bemerkung, aber es ist sehr wesentlich, zu wissen, ob Marco Polo als Schriftsteller im ganzen den Charakter der Zuverlässigkeit hat oder nicht.

Diese Frage, soweit sie allgemeine Dinge angeht, im großen neu zu untersuchen, liegt keine Veranlassung vor. Denn sie ist hinreichend geklärt. Bis ins 19. Jahrhundert hinein hat es Gelehrte gegeben, welche Marco Polos Buch als Dichtung behandelt haben, ähnlich wie seine Landsleute, seine Zeitgenossen ihn wegen seiner Schilderungen zum großen Teil verhöhnten und ihn selbst noch auf seinem Sterbebette aufforderten, die Schwindelberichte seines Buches zu widerrufen.

Heute urteilt die gesamte Gelehrtenwelt über seine Glaubwürdigkeit sehr günstig (siehe Yule I, Einleitung, S. 104 ff.; Encyclopaedia Britannica 11. Auflage, Bd. 22, S. 7 ff. Zahlreiche Literatur über Marco Polos Buch siehe Yule II, 582 ff.).

Was die Gelehrten über Marco Polos Glaubwürdigkeit auf Grund der im 19. und 20. Jahrhundert sehr bereicherten unmittelbaren Erforschung Asiens festgestellt haben, erfährt weiterhin durchaus eine Bestätigung, wenn man eine Nachprüfung anstellt an dem einzelnen Punkt der Berichte Marco Polos über christlich-religiöse Dinge.

Über das römisch-katholische Christentum enthält das Buch an positiven Mitteilungen nichts weiter als die oben (§ 1) erwähnte Episode der Bitte Kublai Khans an den Papst, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln schon darum kein Grund vorliegt, weil die Angaben Marco Polos über das päpstliche Interregnum und über den neuen Papst durchaus zutreffen und ähnliche Gesandtschaften hin und her zwischen Päpsten und Mongolenfürsten, z. B. Gartaks an Innozenz IV. (1254), auch sonst bezeugt sind. Die Episode trägt auch insofern den Charakter der Wahrheit, als aus der bedauerlichen Versäumnis dieser großartigen Missionsgelegenheit der katholischen Kirche kein Hehl gemacht wird. Der Inhalt der Botschaft an den Papst paßt ferner zu dem Charakterbilde Kublais, der keineswegs christlich idealisiert wird. Es wird vielmehr offen dargelegt, daß

Kublai alle Religionen benutzte, um die ewigen Mächte sich günstig zu stimmen, daß „Götzendiener“ (Lamaisten), Mohammedaner und Christen (Nestorianer) für ihn beten mußten (Yule I, 387 f.). Er war darin genau so wie andere Mongolenfürsten, z. B. Mangu Khan, von dem Wilhelm Ruysbroek sagt: „zuerst kommen . . . die christlichen Priester und beten für ihn und segnen sein Trinkgefäß. Sie ziehen sich zurück und dann kommen die Sarazenen-Priester und tun daselbe; die Priester der „Götzendiener“ folgen . . . Er glaubt an keine von diesen, aber sie hängen sich an seinen Hof wie Fliegen an den Honig“ (W. W. Rockhill, a. a. O. S. 181).

Es ist gut denkbar, daß dem Kaiser Kublai das nach Schilderungen der Gebrüder Polo hochstehende katholische Christentum wertvoll und begehrenswert genug erschien, um es zu benutzen, seine wilden Mongolen zu veredeln. Da seine Bitte unerfüllt blieb, wandte er, ohne die anderen Religionen zu beseitigen, seine besondere Gunst den Buddhisten (Lamaisten) zu.

Daß Kublai dem Buddhismus Einfluß auf sein eigenes Handeln gewährte, erwähnt Marco Polo: „Die Weisen der Götzendiener und besonders die obenerwähnten Basci (Bikschu) sagten dem Großen Khan, daß es ein gutes Werk sei, für die Armen zu sorgen, und daß ihre Götter es gern sehen würden, wenn er so handelte. Und seitdem hat er darauf gehalten, soviel Gutes an den Armen zu tun, wie erwähnt ist“ (Yule I, 445 f.). Allerdings findet sich diese Mitteilung erst in dem Text des Ramusio. Yule hat sie aber nicht für ganz unglaublich gehalten. Dagegen hat er eine auch von Ramusio gebotene ausführliche, dem Kublai in den Mund gelegte Rede, in der Kublai auseinandersetzt, warum er nicht Christ werden kann, als spätere, unbeglaubliche Ausschmückung abgewiesen. Kublai erklärt in der Rede, die Nestorianer vermöchten keine größeren Wunder zu vollbringen als die Buddhisten. Deren Zauberer würden ihm, falls er Christ werde, gar bald den Tod anzaubern. Wenn der Papst Mönche sende und diese die Götzendiener überzeugt hätten, dann werde er mit seinen Großen Christ werden. Selbst diese Darlegung könnte auf einer wirklichen Erzählung Marco Polos beruhen, denn, was Kublai hier darlegt, geht nicht über das sonst über seinen religiösen Standpunkt Gesagte hinaus. Mangu Khan sagte zu W. Ruysbroek: „Wir Mongolen glauben, daß nur ein Gott sei, durch den wir leben und sterben, und wir sind aufrichtigen Herzens gegen ihn. Aber wie er der Hand verschiedene Finger gegeben hat, so gab er

auch den Menschen verschiedene Wege“ (siehe W. W. Rockhill, a. a. O., S. 235 f., § 352 f.).

Es wird von Marco Polo also nicht der geringste Versuch gemacht, die Stellung Kublais dem Christentum gegenüber günstiger zu schildern, als sie in Wirklichkeit war. Das wirft um so mehr ein gutes Licht auf Marco Polos Glaubwürdigkeit, als es zur damaligen Zeit beliebt war, von den Mongolenfürsten die Mär zu verbreiten, sie seien Christen. Wo nun Marco Polos eigene Beobachtungen fehlen, und er andern nacherzählt, da teilt er die allgemeinen Irrtümer seiner Zeit und erzählt die im Abendlande damals weitverbreitete Nachricht von dem Priester Johannes, den er mit dem vielleicht christlichen Mongolenfürsten Ung-Khan identifiziert (Yule I, 226 ff.), da stempelt er Baidu, Sartak, Nayan-Khan zu Christen, ohne daß die Geschichte zu der Annahme Grund gibt, daß sie es wirklich waren (Yule I, 14, Anm. 3). Wie leichtfertig über das Christsein der Mongolenfürsten von den Nestorianern Nachrichten verbreitet wurden, darüber wird unten (S. 41 zu Buch II, cap. 14) Näheres zu sagen sein im Anschluß an eine Mitteilung Wilhelm Ruysbroeks. H. Cordier (Yule I, 231 ff.) vermutet in dem Ung-Khan (= Priester Johannes) den aller Wahrscheinlichkeit nach christlichen Herrscher der Keraiten, eines westmongolischen Volksstammes; dessen Herrscher führte den Titel Wang, aus dem der Beiname Awang = Aunk = Aung = Ung-Khan entstand. Die Nachricht vom Übertritt der Keraiten und ihres Königs um 1001—12 wird von Gregorius Abulfaraj gebracht. Aus dem Keraiten-Königshause stammen viele, an Mongolenfürsten verheiratete christliche Prinzessinnen (siehe T. W. Arnold, *The Preaching of Islam*, Westminster, 1896, S. 188—193; H. Howorth, *History of the Mongols*, London, 1876—80, I, S. 100 ff.; C. d'Ohsson, *Histoire des Mongols*, Amsterdam, 1834, II, 226 f., 285 ff.).

Daß Marco Polo überall da, wo er selbst beobachtet hat, in den Grundzügen richtige Nachrichten über die Lage des Christentums übermittelt, zeigt sich auch in seinen zahlreichen Notizen und Mitteilungen über die Verbreitung des nestorianischen Christentums im Osten Asiens. Es genügt, festzustellen, daß sich seine viele Orte und Gegenden betreffenden Angaben über das Vorhandensein nestorianischen Christentums im wesentlichen mit dem decken, was die Geschichte von der Ausbreitung desselben auch sonst nachweisen kann. Daß er einmal eine Stadt (Camul = mongolisch: Khamil = chinesisch: Hami) als nur von Mohammedanern bewohnt

bezeichnet, bei der das Vorhandensein einer Nestorianergemeinde in damaliger Zeit feststeht (Yule I, 203 f.), will nichts besagen. Eher könnte befremden, daß er auch in Kenjanfu (= Si-nganfu), der Stadt, in der nach der berühmten im Jahre 1625 dort gefundenen Tafel der Nestorianismus im 8. Jahrhundert verbreitet war, keine Christen als Bewohner nennt, sondern nur „Götzendiener“. Aber es ist wohl möglich, daß hier das Christentum den Verfolgungen des 9. Jahrhunderts zum Opfer gefallen ist, so daß auch dadurch Marco Polo nicht belastet wird. Was er von den Nestorianern sagt, trägt den Stempel der Wahrheit an sich. Er erwähnt mehrfach das Vorhandensein von (schönen) Kirchen der Nestorianer (Yule I, 219, 281; II, 177, 192), und äußert sich kurz über ihre Kirchenorganisation und ihre Trennung vom Papst in Rom (Yule I, 60). Er macht aber auch kein Hehl aus den Dingen, die den Nestorianismus nicht gerade als besonders hochstehend zeigen. Die nestorianischen Astrologen werden ohne Scheidung neben die mohammedanischen und chinesischen gestellt (Yule I, 446). Diese christlichen Priester bedienen sich, um bei ihrem Wahrsagen Erfolg zu haben, derselben Mittel, die jeder damalige und auch heutige chinesische oder indische heidnische „Zauberer“ anwendet. Chinghiz-Khan wird, als sie wahrsagen sollen, ob er siegen werde, durch einen Stab dargestellt, sein Gegner Ung-Khan (der „Priester Johannes“) durch einen andern Stab. Unter Psalmenverlesung hebt sich der Stab Chinghiz-Khans und legt sich auf den Ung-Khans (Yule I, 241 f.). Das „Christliche“ an diesem Vorgang besteht nach Marco Polos Erzählung darin, daß die mohammedanischen Priester keine Antwort zu geben vermochten, die christlichen dagegen obige, den Sieg Chinghiz-Khans symbolisierende Antwort erhielten, die durch den tatsächlich eintretenden Sieg Chinghiz-Khans glänzend gerechtfertigt wurde.

Zwar gehört diese Erzählung zu den von Marco Polo aus fremdem Mund übernommenen, aber er stößt sich nicht an dem Tun der Nestorianerpriester und berichtet Sonstiges über sie, wie er es selbst gesehen oder über sie erfahren hat. Daß ihm das Unwürdige dieses Treibens der Nestorianer nicht zum Bewußtsein kommt, muß man aus seiner Persönlichkeit verstehen. Er hatte Achtung vor aller Religiosität, wenn sie ernst war. So urteilt er von Buddha: Er führte „ein Leben in großer Kasteiung und Heiligkeit und übte große Entzagung, gleich als wäre er ein Christ gewesen. In der Tat, falls er wirklich so gelebt hat, ist er ein großer Heiliger unseres Herrn Jesu Christi gewesen, so gut und rein war das Leben, das er

führte“. Trotzdem war er nicht sonderlich tief religiös interessiert. Er ist ein kühl-objektiv berichtender Bote von mancherlei Nachrichten, obige Stelle über das Leben Buddhas (Yule II, 316 ff.) ist eine der wenigen, wo seine Empfindungen heraustreten. Interessant ist, seinem Bericht über das geschilderte Tun der Nestorianer den Bericht des Wilhelm Ruysbroek gegenüberzustellen, der das von Marco Polo Berichtete im wesentlichen bestätigt und doch den innerlich viel stärker interessierten Mönch verrät. Er sagt: „Die Priester (der Nestorianer) verurteilen keine Form der Zauberei; denn ich sah dort vier Schwerter, halb aus ihren Scheiden gezogen, eines zu Häupten des Lagers der Dame, ein anderes zu Füßen, von den anderen beiden je eins an den Seiten des Eingangs. Ich sah dort auch einen Silberbecher, von der Art, wie wir sie gebrauchen, der vielleicht in einer Kirche in Ungarn gestohlen war, und er hing an der Wand, voll von Asche, und auf der Asche lag ein schwarzer Stein; und diese Priester lehren niemals, daß diese Dinge verderblich sind. Vielmehr tun sie sie selbst und lehren auch solche Dinge... Ferner pflegten die Nestorianer — ich weiß nicht, was für Verse, wie sie sagten, einen Psalm — zu rezitieren über zwei Zweigen, die mit einander verbunden waren, während sie von zwei Männern gehalten wurden. Der Mönch stand während dieses Aktes. Und andere Narrheiten wurden bei ihnen offenbar, die mir mißfielen“ (siehe W. W. Rockhill, a. a. O. S. 195, § 325 ff.). Des weiteren erklärt W. Ruysbroek, die Priester seien völlig unwissend, verwahlost und lügnerisch.

Eine solche Kritik lag Marco Polo fern. So darf man darüber nicht erstaunt sein, daß er als Christ seiner Zeit alle möglichen Wundertaten berichtet: Wie der heilige Thomas ziemlich gewaltsam einen geizigen Fürsten umstimmt (Yule II, 354 f.), wie die Christen von Bagdad durch ihr Gebet einen Berg versetzen (Yule I, S. 68), wie eine Säule in der Kirche zu Samarkand, unter der man den Fundamentstein herausgrub, wie ein Seil in der Luft hängen blieb (Yule I, 183 ff., s. u. S. 100), wie die Nonnen am Gilan-See in Georgien aus diesem See während der Fastenzeit, und zwar nur während dieser, die schönsten Fische fingen, während der See das ganze übrige Jahr hindurch keine Fische hergab (Yule I, 52), wie im Indischen Ozean ein christliches Reich auf zwei Inseln bestehé, auf deren einer nur die Männer, auf deren anderer nur die Frauen lebten (Yule II, 404 ff.) usw. Selbst bei diesen Wundererzählungen wird aber klar, daß Marco Polos Berichterstattung den Charakter der

Zuverlässigkeit trägt; denn alle diese Erzählungen sind auch sonst in der gleichen oder in ähnlicher Gestalt aus seiner Zeit bezeugt: er hat also treulich, ohne ausschmückende Phantastereien wiedergegeben, was er von anderen erfuhr.

Daß er die Jacobiten in Armenien, Tauris (Tabriz) und Jarkand (Yule I, 46, 75, 187) ausdrücklich von den Nestorianern unterscheidet, daß er die „Christen des griechischen Ritus“ in Georgien berücksichtigt (Yule I, 50), daß er von dem damals unbedeutenden Volksstamm der Alanen richtig festgestellt, daß sie Christen waren, trotzdem er das Volk nicht eingehend beschreibt, sondern nur beißig aus diesem Volksstamm rekrutierte Truppen erwähnt (Yule II, 178; siehe auch H. Yule, *Cathay and the way thither*, London 1866, II, S. 316 f.), das alles bestätigt das obige Urteil, daß Marco Polo sich Mühe gegeben hat, so gut er vermochte, über die christlich-religiösen Dinge der Wahrheit gemäß zu berichten.

Aus diesen Feststellungen über die im großen als gut erwiesene und auch in christlich-religiösen Dingen erprobte Glaubwürdigkeit des Marco Polo erwächst das Recht, diese Glaubwürdigkeit als Grundzug seiner Schilderungen auch da vorauszusetzen, wo er über die nichtchristlichen Religionen berichtet.

Was Marco Polo über die nichtchristlichen Religionen sagt, zusammenzustellen und zu beleuchten, ist die Aufgabe der folgenden Abhandlung. Auf den ersten Blick könnte es als das Natürlichste erscheinen, bei den Untersuchungen einfach dem Gange des Buches zu folgen. Allein es finden sich über ein und dieselbe Religion Mitteilungen an weit getrennten Stellen des Buches. So würde man also eine Übersicht über den in dem Buch gebotenen Stoff nicht gewinnen. Daher empfiehlt sich eine Zusammenstellung und Ordnung des Stoffes nach den einzelnen Religionen. Doch muß dabei die Gefahr einer zu starren Systematisierung vermieden werden, da es sich fast nirgends um lehrhafte Darbietung der Lehren der Religionen, sondern um Schilderungen geschauter Gebräuche handelt. Auch muß um der Eigenart der Erzählungen willen eine zu starke Zerreißung der einzelnen Abschnitte vermieden werden. Wiederholungen werden an geeigneter Stelle eingeordnet werden. In der Reihenfolge der Behandlung der Religionen kommt ausschließlich die Rücksicht zur Geltung, daß ersichtlich wird, welche Religionen Marco Polo am eingehendsten behandelt hat und von welchen er weniger genaue Angaben macht. Doch wird auch da der innere Zusammenhang für wichtiger erachtet werden als äußere Schematisierung.

III. Abhandlung.

§ 1.

Der Buddhismus.

Der weitaus größte Teil des über den Buddhismus gebotenen Stoffes wird gebildet durch Schilderungen solcher Gebräuche des Lamaismus, welche die stärksten Entartungen des Buddhismus in „Zauberei“ und ähnlichen Dingen zeigen. Den Zuständen und dem Treiben an Kublais Hof, den religiösen Verhältnissen der Grenzgebiete zwischen Tibet, China und der Mongolei, in denen der Lamaismus damals herrschte, sind diese Schilderungen Marco Polos entnommen. Wo er den Buddhismus anderer Länder zur Darstellung bringt, z. B. den Japans und Kaschmirs, sind es die Züge der Entartung, die auch hier hervortreten, und die diese Abschnitte den Schilderungen des Lamaismus an die Seite rücken. Nirgends wird die Erkenntnis von verschiedenen Ausprägungen des Buddhismus auch nur angedeutet; die Buddhisten sind, wie die Anhänger anderer Religionen, die nicht Christen, Juden und Mohammedaner sind, „Götzendienner“ (Ydolastres), wie schon oben (S. 13) erwähnt wurde. Die Bezeichnung „Buddhisten“ oder eine ähnliche Kennzeichnung wird nirgends angewandt. Auch wo von Ceylon und Burma geredet wird, bringt das von Marco Polo Gebotene nirgends zum Ausdruck, daß es sich da um eine Religionsform handelt, die vom Lamaismus unterschieden ist. Bei der Darstellung Ceylons wird von allem, was über den Buddhismus mitgeteilt wird, das Interessanteste geboten, nämlich eine Lebensbeschreibung Buddhas. Mit dieser sei der Anfang gemacht; der übrige Stoff wird, sachgemäß geordnet, folgen.

a) Ceylon.

Adams (Buddhas) Grab.

Buddhas Lebensbeschreibung. Buddha-Reliquien.

Buch III, cap. 55, Yule II, S. 316 ff.: „Ferner müßt ihr wissen, daß auf dieser Insel Seilan *) ein ungeheuer hoher Berg ist; er steigt so steil und jäh empor, daß niemand ihn besteigen könnte, wenn man nicht mehrere lange und starke eiserne Ketten genommen und an ihm befestigt hätte, die so angeordnet sind, daß mit ihrer Hilfe Menschen den Gipfel besteigen können.“

*) Seilan, von Silan. Dies ist populäre Abkürzung des Palinamens Sihalan, vom Sanscrit Sinhala (= Löwenwohnort); arabisch: Silan.

Und ich will euch erzählen, sie sagen, daß sich das Grab Adams, unseres ersten Vaters, dort befindet; wenigstens sagen das die Sarazenen. Aber die Götzendiener sagen, daß es das Grab des Sagamoni Borcan ist, vor dessen Zeiten es keine Götzenbilder gab. Sie halten ihn für den besten Menschen, der je gelebt hat, ein großer Heiliger in der Tat, nach ihrer Weise, und der erste, in dessen Namen Götzenbilder gemacht worden sind.

Er war, so lautet ihre Erzählung, der Sohn eines großen und reichen Königs. Und er war so heiligen Gemüts, daß er auf keine weltliche Unterhaltung zu lauschen Lust hatte, noch zustimmen wollte, daß er König würde. Und als der Vater sah, daß sein Sohn weder König sein, noch irgend einen Anteil an Geschäften nehmen wollte, nahm er es sich sehr zu Herzen. Und zuerst versuchte er, ihn durch große Versprechungen zu locken, indem er sich erbot, ihn zum König zu krönen und alle Macht in seine Hände zu legen. Der Sohn wollte indessen nichts von diesen Anerbietungen wissen. So war der Vater in großer Not, und dies um so mehr, als er nur diesen Sohn hatte, dem er sein Königreich nach seinem Tode hinterlassen konnte. Nachdem der König über diese Sache lange nachgedacht hatte, ließ er einen großen Palast bauen und seinen Sohn darin wohnen und ließ ihn von einer Anzahl von Mädchen bedienen, den schönsten, welche überall gefunden werden konnten. Und er befahl ihnen, sich um den Prinzen zu bemühen, Tag und Nacht, und vor ihm zu singen und zu tanzen, um sein Herz weltlichen Vergnügungen geneigt zu machen. Aber es hatte alles keinen Erfolg, denn keines von diesen Mädchen vermochte je, den Königssohn zu einer Leichtfertigkeit zu verlocken. Und er hielt nur desto treuer an seiner Keuschheit fest und führte ein überaus heiliges Leben, nach ihrer Art natürlich.

Und ich versichere euch, er war ein so stiller, junger Mensch, daß er noch niemals den Palast verlassen und so noch nie weder einen toten Menschen gesehen hatte, noch einen, der nicht kräftig und gesund war; denn sein Vater erlaubte niemals einem Menschen, der alt oder krank war, vor ihm zu erscheinen.

Eines Tages geschah es aber, daß der junge Fürst einen Ritt unternahm und am Wegrande einen Toten sah. Dieser Anblick erschreckte ihn sehr, denn nie zuvor hatte er einen solchen Anblick gehabt. Unverzüglich fragte er die, die bei ihm waren, was das sei. Und da teilten sie ihm mit, daß das ein toter Mensch sei. „Wie denn,“ sagte der Königssohn, „müssen alle Menschen sterben?“ „Ja,

fürwahr," sagten sie. Da sagte der junge Fürst kein Wort mehr, sondern ritt in tiefem Nachdenken weiter.

Und nachdem er eine gute Strecke geritten war, traf er einen sehr alten Mann, der nicht mehr gehen konnte und keinen Zahn mehr in seinem Kopf hatte, da er alle infolge hohen Alters verloren hatte. Und als der Königssohn diesen alten Mann erblickte, fragte er, was das bedeutete, und warum der Mann nicht gehen könne. Die, welche mit ihm waren, erwidereten ihm, daß der Mann infolge seines hohen Alters nicht mehr gehen könne und alle seine Zähne verloren habe. Und als der Königssohn dies so über den toten und über den alten Mann erfahren hatte, kehrte er zu seinem Palast zurück und sagte zu sich selbst, er wolle nicht länger an dieser verderbten Welt festhalten, sondern wolle hingehen, Ihn zu suchen, Der nicht sterbe und Der ihn geschaffen habe.

So nahm er wirklich eines Nachts von seinem Palast heimlich Abschied und begab sich zu gewissen hohen und unwegsamen Bergen. Und dort blieb er, indem er ein Leben in großer Kasteiung und Heiligkeit führte und große Enthaltsamkeit übte, gleich als wäre er ein Christ gewesen. In der Tat, wenn er wirklich so gelebt hat, so ist er ein großer Heiliger unseres Herrn Jesu Christi gewesen, so gut und rein war das Leben, das er führte. Und als er starb, fanden sie seine Leiche und brachten sie zu seinem Vater. Und als der Vater den Sohn tot vor sich sah, den er mehr als sich selbst liebte, war er nahe daran, vor Gram wahnsinnig zu werden. Und er ließ aus Gold und kostbaren Steinen ein Bild herstellen, das seinem Sohne glich, und ließ alle Leute es anbeten. Und alle erklärten ihn für einen Gott; und das sagen sie noch heute.

Sie erzählen indessen, daß er 84mal gestorben sei. Das erste Mal starb er als ein Mensch und kam zu neuem Leben als ein Rind; und dann starb er als ein Rind und kam wieder zum Leben als ein Pferd, und so fort, bis er 84mal gestorben war; und jedesmal wurde er irgendeine Art von Tier. Aber als er das 84. Mal starb, wurde er, so sagen sie, ein Gott. Und sie halten ihn für den größten von allen ihren Göttern. Und sie erzählen, daß das vorerwähnte Bild von ihm das erste Götzenbild war, das die Götzendiener je hatten; und von diesem haben alle die anderen Götzenbilder ihre Entstehung. Und dies trug sich zu auf der Insel Seilan in Indien.

Die Götzendiener kommen hierher auf Wallfahrt aus sehr weiter Ferne und mit tiefer Verehrung, so wie die Christen zu dem Schrein des heiligen Jakobus in Zilizien gehen. Und sie behaupten, daß das

Monument auf dem Berge das des Königssohnes ist, gemäß der Geschichte, die ich euch erzählt habe; und daß die Zähne und das Haar und die Schüssel, die dort sind, von demselben Königssohn herstammen, dessen Name Sagamoni Borcan war oder Sagamoni, der Heilige. Aber die Sarazenen kommen auch in großen Scharen hierher auf Wallfahrt, und sie sagen, daß es das Grabmal Adams, unseres ersten Vaters, ist, und daß die Zähne und das Haar und die Schüssel von Adam herstammen.

Wer von ihnen Recht hat, weiß Gott; indessen nach den heiligen Schriften unserer Kirche befindet sich das Grab Adams nicht in diesem Teile der Welt.

Nun traf es sich, daß der Große Khan hörte, daß auf diesem Berge das Grab unseres ersten Vaters, Adam, war, und daß einige seiner Haare und seiner Zähne und die Schüssel, aus der er meist gegessen hatte, dort noch aufbewahrt wurde.

Da sandte er im Jahre 1284 eine Gesandtschaft zum König von Ceylon. Der erfüllte Kublais Bitte und sandte ihm einige von den Haaren und den Zähnen und die Schüssel, die von grünem Porphyrl war. In feierlichem Gepränge ließ der Khan diese Reliquien in Peking einholen, von denen man ihn glauben machte, daß es die Adams seien

Und sie finden es in ihren heiligen Schriften geschrieben, daß die Wunderkraft dieser Schüssel so groß ist, daß, wenn Speise für einen Menschen hineingelegt wird, es für fünf genug wird: und der Große Khan erklärte, daß er die Sache erprobt und sie als wirklich wahr erfunden hätte.“

Der von Marco Polo erwähnte Berg ist der 2241 Meter hohe Adams-Peak. Noch heute klimmen mohammedanische und buddhistische Pilger an eisernen Ketten die steilsten Stellen des Berggipfels hinan. Marco Polo ist nicht der einzige mittelalterliche Schriftsteller, welcher die Verbindung dieses Berges mit Adams-Erinnerungen erwähnt. Johannes von Marignolli *), der etwa 1349 auf Ceylon weilte, erzählt, auf diesem Berge, „dem höchsten Berg der Erde“, befindet sich ein Abdruck von Adams Fuß — die Portugiesen sagten, es sei die Fußspur des heiligen Thomas oder auch, die des Eunuchen der Kandake (Apostelgeschichte 8, 26 ff.) —, ferner eine sitzende Figur, deren linke Hand auf das Knie gestützt sei,

*) Johannes von Marignolli, Sammlungen über die Reise nach dem Osten (1338—53) in H. Yule, Cathay and the way thither, London, 1866, S. 367 ff.

während die rechte, erhoben, nach Westen zeige, schließlich das Haus Adams, das er mit seinen eigenen Händen gemacht habe. Das Haus ist, so sagt er, von länglicher Form, wie ein Grab, aus Marmorsteinen, die lose auf einander liegen, gefügt, ohne daß es gemauert ist. An diesem Hause lag Adams Garten, in dem Platanen standen, mit deren Blättern Adam und Eva ihre Blöße deckten.

Bei Beschreibung des buddhistischen Mönchslebens auf Ceylon findet sich bei dem genannten Reisenden noch folgende Stelle: Sie (die Mönche) sind „Männer von wahrhaft heiligem Leben, obwohl ohne den Glauben, daß die Flut je hierher kam, so daß das Haus (Adams) niemals zerstört wurde.“ Dadurch setzen sie sich in Widerspruch mit der Schrift. Sie behaupten, sie stammen nicht von Kain und Seth, sondern von andern Söhnen Adams (!) ab. Nach einer weiteren Mitteilung erklären diese Mönche, sie äßen deshalb kein Fleisch, weil Adam (!) und seine Nachkommen bis zur Flut auch kein Fleisch gegessen hätten.

Ein deutscher Reisender, Daniel Parthay (Ostindianische und Persianische Neunjährige Kriegs-Dienste, Nürnberg, 1698) sagt (S. 75) vom Adams-Peak: „woselbst Adam mit seinen sieben Söhnen begraben liegen soll“ und (S. 76): „Der Berg, wo Adam und seine Söhne in Stein ausgehauen, oder wie die Einwohner davor halten, unter diesen Steinen begraben liegen sollen, hat eine solche Höhe, daß man 2 Stunden zu gehen hat, ehe man hinauf kommt. Oben sind auf beiden Seiten Ketten angemacht, daß man sich im hinaufgehen daran anhalten kann. Die Länge des Adams betreffend, ist solche 18 Ellen, dessen Finger 3 viertel Ellen, die Nägel 1 viertel Ellen, die Füße 1 und eine halbe Ellen. Gedachter Adam nun liegt mit seinen Söhnen zu überst auf dem Berg in einer Höhle, als in einem Gewölb, und brennen wohl über 100 Lampen darinn; so sind auch viel wunderliche Caracters und Figuren, nebst einer auf dem Grabstein ausgehauener Schrift, welche aber noch zur Zeit niemand lesen können, zu sehen. Nachdem wir nun alles auf diesem Berge besehen, gingen wir wieder herunter, hielten aber noch drey Tag unten am Berg uns bey denen Pilgramen auf, welche uns noch viel seltsame Sachen von gedachtem Adam und seinen Söhnen erzählten *.“

*) Auch in Hieron. Osorios Geschichte Emanuels von Portugal (Lisb. 1804—8) ist von den Gräbern Adams und Evas auf dem Adams-Peak auf Ceylon die Rede. Nach dem samaritanischen Pentateuch (auch der arabischen Übersetzung) hat sich die Arche Noah auf den Bergen von Serendib (= Ceylon) niedergelassen (siehe auch H. Yule, Marco Polo II, S. 322).

Aus diesen Zeugnissen geht hervor, daß Marco Polo sich hier auf der Linie dessen hält, was auch sonst über den Adams-Peak im Mittelalter und bis in die neuere Zeit an Sagen verbreitet war. Er gibt hierüber wieder, was er von den Mohammedanern, die seine Führer waren, gehört hat. Seine Unbefangenheit den Legenden gegenüber beweist er dadurch, daß er die Richtigkeit der Traditionen wegen ihrer Schriftwidrigkeit bezweifelt.

Darin hat Marco Polo unrecht, daß er behauptet, die Buddhisten hätten auf Ceylon Buddhas Grab verehrt. Es ist stets nur die Fußspur Buddhas dort Gegenstand ihrer Verehrung gewesen und sie ist es bis heute noch. Die Tradition geht einmal dahin, daß Buddha sie hinterlassen habe, als er dort gen Himmel fuhr. Eine zweite Deutung geht dahin, daß Buddha nach Ceylon gekommen sei, um einen großen Drachen zu bekehren (siehe Fa-Hian *), bei S. Beal, Buddhist records of the Western world, London, 1884, I, S. 72 ff.). Fa-Hian erwähnt über der Fußspur einen 470 Meter hohen Turm. Eine dritte Deutung besagt, daß Buddha auf Wunsch der dämonisch gedachten Bewohner Ceylons diese Fußspur bei einem Besuch auf der Insel zurückgelassen habe. Buddha hat Ceylon nie besucht. Doch findet sich die Tradition, daß er dort geweilt habe, auch sonst noch. Im chinesischen Tripitaka sowie im tibetanischen buddhistischen Kanon findet sich eine abstrakte Fragen der buddhistischen Philosophie erörternde und gegen ketzerische Theorien polemisierende Schrift mit dem Titel Lañkāvatārasūtra (das Sutra von der Ankunft in Lānkā [= Ceylon]). Die Verkündigung, auf der das Sutra basiert, soll Buddha auf dem Berge Lānkā (Ceylon) gegeben haben (siehe W. Wassiljew, Der Buddhismus, Petersburg 1860/61, I, S. 151 f; Bunyiu Nanjo, A catalogue of the chinese translation of the buddhist Tripitaka, the sacred canon of the Buddhist in China and Japan, Oxford, 1883, Nr. 175, 176, 177). Fußspuren Buddhas wurden aber noch an andern Orten verehrt (siehe Hiuen Tsang**) bei S. Beal, a. a. O. I, S. 123 [in Udyana], I, S. 21 [in K'iu-chi]).

Auch dem Hinduismus ist diese Stätte heilig, weil sie dort die Fußspur Viṣṇus, dessen Inkarnation (Avatāra) Buddha war, verehren. Die mohammedanische Tradition geht dahin, daß Adam hier,

*) Fa-Hian war ein chinesischer buddhistischer Pilger, der von 399 bis 413 Innenasien und Indien bereiste.

**) Hiuen Tsang (Hsüan Tsang) war ein chinesischer buddhistischer Pilger und Gelehrter (geb. um 605, gest. 664), der von 629 bis 645 Innenasien und Indien bereiste.

tausend Jahre auf einem Fuße stehend, seine Vertreibung aus dem Paradiese beweint habe. Neben diesen Fußspuren werden in Indien auch solche mohammedanischer Heiliger und Mohammeds selbst gezeigt (E. R. E. V, S. 904, Artikel „Fetishism“).

Auf der Malaka-Halbinsel zeigt man die Fußspur des fliehenden Helden Bâtin (Hrolf Vaughan Stevens, Materialien zur Kenntnis der wilden Stämme auf der Halbinsel Malaka, Berlin, 1892, S. 87).

Zu der Verehrung von Fußspuren sagt H. Oldenberg (Die Religion des Veda, Berlin, 1894, S. 480): „Der Mensch ist mit der Erde aus seinen Fußtapfen durch geheimen, zauberhaft wirkenden Zusammenhang verknüpft.“ Vermittels Erde aus seiner Fußspur kann man den Feind bezaubern. Die afrikanischen Zulus suchen verlorenes Vieh wiederzugewinnen vermittels Erde aus seiner Fußspur. So haftet an der Fußspur ein Teil der Wesenheit dessen, der sie hinterlassen hat.

Durch Einwirkung auf die Fußspur wirkt man also auf den Menschen, der sie hinterlassen hat. Andrerseits kann man mit der in der Fußspur hinterlassenen Kraft (z. B. des Löwen) Zauber ausüben auf einen andern. Schlägt man einen Nagel in die Fußspur eines Menschen, so wird er lahm. Streut man Sand aus einer Löwenspur auf des Feindes Weg, so stirbt der Feind (J. G. Frazer, The golden bough, ³ I, S. 207 ff., London 1911).

Marco Polos Bemerkung, daß es vor Buddhas Zeit keine Götzenbilder gegeben habe, wird durch seine zweite Angabe ihre Deutung finden, daß das Buddhabild, welches Buddhas Vater habe herstellen lassen, das erste Götzenbild gewesen sei, welches die Götzendienner je gehabt haben, und daß von diesem Buddhabilde alle andern Götzenbilder ihren Ursprung hätten. Die Erklärung wird durch den schwankenden Gebrauch des Wortes „Götzendienner“ sehr erschwert. Bezöge es sich hier auf die Buddhisten allein, wie H. Yule (a. a. O. I, S. 207, Note 2) das Wort ganz allgemein verstanden wissen möchte, so wäre M. Polos Bemerkung eine Tautologie: denn daß es im Buddhismus vor Buddha keine Götzenbilder gegeben hat, ist selbstverständlich. Denn vor Buddha gab es keinen Buddhismus. Der Gedanke an die vielen Buddhas vor dem Buddha Çakya liegt Marco Polo ganz fern. Bezieht sich der Ausdruck „Götzendienner“ aber auf alle „Heiden“, d. h. alle Nicht-Christen, Nicht-Juden und Nicht-Mohammedaner, so ist die Bemerkung Marco Polos falsch. Es gab längst vorher Götzenbilder. Aber wahrscheinlich darf man die Äußerung nicht pressen, sondern muß sie allge-

meiner zu verstehen suchen. Dann bleibt die Möglichkeit folgender Auslegung: Buddha galt als der Gründer der mächtigsten „heidnischen“ Religion, summarisch als der Urheber alles Bösen auf religiösem Gebiet. In dem Sinn wird er von Marco Polo gewertet, trotz eines partiellen Lobes. Die in Frage stehende Bemerkung wäre dann veranlaßt durch die Mitteilungen der mohammedanischen Führer Marco Polos, denen der Bilderdienst der Buddhisten etwas Abscheuliches war. Diese Mitteilungen hat Marco Polo wiedergegeben. Seine Worte haben daher folgenden Sinn: die ungezählten Götzenbilder in Tibet, China, Japan usw., die Marco Polo selbst gesehen hatte, stammen alle von diesem Manne, Buddha, her. Mehr darf man aus seinen Worten nicht herauslesen. Er war über das Verhältnis des Buddhismus zu den anderen Religionen sehr ungenau unterrichtet, sogar in China, wo er doch solange gelebt hat. Bei dieser Sachlage besteht keine Veranlassung, auf die allmähliche Aufnahme und Entwicklung des Bilderdienstes im Buddhismus (siehe A. Grünwedel, Mythologie des Buddhismus, Leipzig 1900, S. 4 ff.) und auf die Verbreitung des Bilderdienstes in vorbuddhistischer Zeit näher einzugehen.

Die von Marco Polo gegebene Beschreibung des Lebens Buddhas *) hat dadurch große Bedeutung, daß es die erste Lebensbeschreibung Buddhas ist, die in Europa bekannt wurde. Denn vorher war nur durch den vielgelesenen Roman „Barlaam und Josaphat (Joasaph)“ eine christianisierte Lebensbeschreibung Buddhas in allen Ländern Europas bekannt geworden, aber ohne daß man wußte, daß in dem Roman das Leben Buddhas zugrunde lag. Dieser Roman findet sich zuerst unter den Werken des Johannes von Damaskus (gestorben vor 754) und ist wahrscheinlich von dem Mönch Johannes aus dem Kloster des heiligen Sabas in der Nähe des Schwarzen Meeres in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts geschrieben worden. In Deutschland und über dessen Grenzen hinaus fand dieser Roman neue weite Beachtung durch seine Neubearbeitung durch Rudolf von Ems in den Jahren 1220—23. Auf dem Umwege über diesen Roman ist der in zwei Personen zerlegte Buddha zum Heiligen der römischen und griechischen Kirche geworden. Im 14. Jahrhundert sind beide, Barlaam und Josaphat, als die Heiligen des 27. November zuerst als kanonisiert genannt (siehe: R. E. ³ II, S. 405 ff.: Freybe, Barlaam und Josaphat; F. Lieb-

*) Sagamoni Borcan = Çakya-Muni + Burkhan (= Göttlichkeit, von den Mongolen gebraucht).

recht, Barlaam und Josaphat, Münster 1847 (Deutsche Übersetzung); E. Kuhn, Barlaam und Joasaph, eine bibliographisch-literargeschichtliche Studie, München, 1893, Abhandlungen der philos.-philol. Cl. d. k. bayr. Ak. d. Wiss.).

Marco Polo hat in der Tat zum ersten Male eine wirklich gute Wiedergabe der buddhistischen Tradition über Buddhas Leben im Abendlande bekannt gemacht, und zwar ohne wilde Legendenüberwucherung. An seiner Lebensbeschreibung Buddhas, die im wesentlichen der guten Überlieferung folgt, sind nur drei Einzelheiten unrichtig. Zuerst ist unrichtig die Verlegung des Lebens Buddhas nach Ceylon, sodann die Behauptung, daß Buddhas Vater die Leiche des Sohnes habe holen und von ihm ein Bild habe anfertigen lassen, und daß dies sofort verehrt worden sei. Buddha ist 80 Jahre alt am Ufer des Flusses Hiranyavatî (Chota Gandak) bei Kusinara (jetzt Kasia) in Vorderindien gestorben und dort verbrannt worden. Die Herstellung von Buddhabildern aber, die angebetet wurden, reicht vielleicht in die letzte vorchristliche Zeit zurück, erlebte in der Gandharakunst aber erst um die Wende des ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ihre erste Blütezeit (R. Garbe, Indien und das Christentum, Tübingen, 1914, 127, 137 f., 164 f., 169 f.). Doch lebt auf Ceylon und auch in China die Sage, daß der König Kósala zu Buddhas Lebzeiten eine Buddhafigur habe herstellen lassen (siehe R. Spence Hardy, Eastern monachism, London, 1850, S. 199). Die dritte Unrichtigkeit besteht darin, daß Marco Polo sagt, Buddha sei 84mal inkarniert worden. A. Grünwedel (a. a. O., S. 10) meint, diese Zahl könne ja durch entsprechende Gruppierung der verschiedenen göttlichen, menschlichen und tierischen Existzenzen Buddhas herausgerechnet werden, aber wahrscheinlich liege hier eine Erinnerung an die in den buddhistischen Legenden sehr häufig gebrauchte Zahl 84 000 = unendlich vor. Die Zahl der Existzenzen Buddhas ist nach den Jâtakas, die der südlichen Literatur angehören, 500 (siehe Fa-Hian über die 500 Inkarnationen Buddhas bei S. Beal, a. a. O. I: The Travels of Fa-Hian, S. 75; H. Haas, Die erste Kunde von dem Gründer der buddhistischen Religion im Abendland, in der Zeitschrift „Die Wahrheit“, Tokio, 1903, S. 49—51).

Was nun die drei Reliquien anlangt, die Buddha bezw. Adam zugeschrieben werden (Zähne, Haare und Schüssel), so gibt Marco Polo hier zuverlässige Nachrichten. H. Yule (a. a. O. II, S. 328 ff.) bemerkt dazu, daß die Pâtra, der Almosentopf Buddhas, als sein

heiligstes Vermächtnis gilt, das noch heute in Kandy auf Ceylon gezeigt wird. So wie mit so manchen anderen Reliquien steht es auch mit diesem Topf: es gibt deren mehrere. So gibt es einen zweiten Almosentopf, der früher nach Fa-Hian (S. Beal, a. a. O., S. 78) in Gandhára, d. h. in Pescháwar war und jetzt in Kandahár ist, der von den Mohammedanern unter dem Namen Kaschkul (= Bitt-Topf) hoch verehrt wird. Der chinesische buddhistische Pilger Hiuen Tsang (geb. um 605, gest. 664), der Indien und Innerasien bereist hat, erwähnt ihn als „jetzt in Persien“ (siehe S. Beal, Gi-Yu-ki, Buddhist records of the Western world, I, S. 98) *). Nach Fa-Hian (S. Beal, a. a. O., S. 33) eignete diesem Topf (= Schüssel) die wunderbare Fähigkeit, daß arme Leute ihn mit wenigen Blumen füllen konnten, reiche Leute aber ihn nicht einmal mit 100 000 Haufen zu füllen imstande waren. Nach der Einleitung zu Jātaka 78 bewährte der Almosennapf Buddhas schon bei der Speisung der 500 seine wunderbare Kraft, Speisen zu vervielfältigen (siehe A. J. Edmunds, Buddhist and Christian gospels, 4. Aufl., Philadelphia, 1908/9, II, S. 253 ff.). Die heutigen Mohammedaner sagen, man könne eine noch so große Menge Flüssigkeiten in den Topf hineingießen, der Topf werde nicht übergehen (siehe K. F. Koeppen, Die Religion des Buddha, Berlin, 1857—59, I, S. 526). Die Meinung Yules (a. a. O. II, S. 328 ff.), dieser Napf Buddhas sei vielleicht das Urbild des heiligen Gral, wäre nach den Untersuchungen Leopold von Schroeders (Reden und Aufsätze, Leipzig 1913, S. 407 ff.) eher dahin zu berichtigen, daß sowohl die Gralssage als auch die Sage vom Napfe Buddhas auf die alt-arische Vorstellung von der Sonne und dem Monde als Gefäßen, die unerschöpflich Speise und Trank geben, zurückgehen. Aber auch diese Vermutung L. von Schroeders erscheint nach den neusten Untersuchungen sehr fraglich. W. Staerk (Über den Ursprung der Grallegende, Tübingen und Leipzig, 1903, S. 37) sagt: „Das Suchen nach der Heimat des in dem speisenpendenden Gral wiederklingenden Märchenmotivs wird darum immer ein fruchtloses Bemühen sein, ob man nun bis in die indische oder griechische Mythologie zurückgeht oder keltischen Aberglauben zur Erklärung heranzieht“ (siehe: E. R. E. V, S. 385 ff.,

*) Zu dem Werk des Hiuen Tsang, vergl. auch Si-Yu-ki, or Mémoires sur les contrées occidentales, traduites par Stanislas Julien, Paris, 1858; Th. Watters, On Yuan Chwang's Travels in India 629—645, London 1904—5, II. Bd., posthum, herausgeg. von Rhys Davids; Stanislas Julien, Histoire de la Vie du Hiouen Tsang, Paris 1853.

Artikel „Grail, the Holy“, von J. M. E. Roß und M. Roß; R. G. G. II, Artikel „Gral, der heilige“, von Wechßler).

Auch einen heiligen Zahn Buddhas zeigt man heute noch in Kandy. Noch im Jahre 1858 wurde dort zu Ehren dieses Zahnes ein großes Fest gefeiert. Auch dieser Zähne gibt es mehrere. Hiuen Tsang (S. Beal, a. a. O. I, S. 44) erwähnt einen in Po-Ho (Balkh). Die Mönche von Ceylon hatten allen Grund, diese Zähne wie den Napf sich vermehren zu lassen. Denn nicht nur Kublai hat von ihnen heilige Reliquien begehrt. Der heute in Kandy vorhandene Zahn ist nicht mehr derselbe, der zu Marco Polos Zeit dort war. Im Jahre 1560 wurde der Ceylon-Zahn von den Portugiesen nach Goa gebracht, und dort von dem Erzbischof zerstoßen und verbrannt (siehe H. Hackmann, Der Buddhismus, Rel. Volksb. III, 4, S. 91, Tübingen, 1906).

Die Erzählung Marco Polos über die Gesandtschaft Kublais, die Reliquien erbitten sollte, wird bestätigt durch Ssanang Ssetzen (siehe J. J. Schmidt, Geschichte der Ostmongolen, verfaßt von Ssanang Ssetzen Chungtaidschi, Petersburg, 1829, S. 119), der mitteilt, daß Kublai von Indien Bilder und Reliquien Buddhas habe holen lassen, unter anderm die Pâtra Buddhas. Eigenartig ist an der Darstellung dieser Episode durch Marco Polo, daß er sie so erzählt, als sei es Kublai um Reliquien Adams, nicht Buddhas zu tun gewesen. Die Bemerkung Marco Polos über die Reliquien: „von denen man ihn (Kublai) glauben möchte, daß es die Adams seien“, kann nur so gedeutet werden, als habe Kublais Umgebung es gewußt, daß es Buddha-Reliquien waren, als hätten sie aber in den Augen Kublais nur als Adam-Reliquien Wert gehabt. Das ist um so auffallender, als Marco Polo sonst, wie oben gezeigt ist, keine Tendenz zeigt, Kublais Stellung zu Fragen der Religion zu idealisieren. Ob hier ein Versuch der mohammedanischen Führer Marco Polos, auf deren Bericht er sich beruft, vorliegt, die Buddhismus-Freundschaft Kublais zu verdecken und womöglich Kublai als dem Islam zunigend hinzustellen? Marco Polo hatte keinen Grund, diese Verbesserung der Geschichte vorzunehmen. Den wirklichen Vorgängen entspricht die Bemerkung sicher nicht. Der Buddhistenfreund Kublai hatte an Buddha-Reliquien Interesse, aber nicht an Adam-Reliquien. Auch sind in Marco Polos Text Widersprüche. Denn die Schriften, in denen „sie es geschrieben finden“, daß die Schüssel Wunderkraft hat, können nur buddhistische sein, und deren Bericht hat Kublai erprobt. Also hat er es doch gewußt, daß es eine

Buddha-Reliquie war. Und das Kapitel schließt unmittelbar darauf mit der Bemerkung: „So habt ihr nun gehört, wie der Große Khan zu diesen Reliquien kam; und es kostete ihn einen mächtigen, großen Schatz. Diese Reliquien aber sind, nach dem Glauben der Götzen-dienner, diejenigen des Königsohnes.“ In Fuchau in China wird noch heute ein Buddha-Zahn gezeigt (siehe R. Fortune, Two visits to the tea-countries of China, London, 1853, II, S. 108). Man ver-gleiche zu obigem, in welcher naiven Weise Johannes von Marignolli (s. oben S. 24) die buddhistischen Mönche Ceylons sich auf Adam berufen läßt.

b) Die Seelenwanderungslehre (in China).

Buch II, cap. 34, Yule I, S. 456 f.

Bei der Darstellung der Religion der Chinesen findet sich zwischen einer Schilderung der chinesischen Reichsreligion und einer Mitteilung über die kindliche Pietät ein Abschnitt, der von Marco Polo als zur Schilderung der Religion der Chinesen gehörig bezeichnet wird, der sich aber nicht auf die chinesische Reichsreligion und auch nicht die altchinesische Volksreligion bezieht, sondern eine Schilderung der damals in China schon herrschenden buddhistischen Vorstellung von der Seelenwanderung bietet. Die Worte lauten:

„Ihre (der Chinesen) Ansicht von der Unsterblichkeit der Seele ist diese: sie glauben, sobald jemand stirbt, tritt seine Seele in einen anderen Körper ein, indem sie von einem guten zu einem besseren oder von einem schlechten zu einem schlechteren wandert, je nachdem sie sich gut oder schlecht betragen hat. Das heißt, wenn ein armer Mann ein gutes und ehrbares Leben geführt hat, wird er von einer Edelfrau wiedergeboren und wird ein Edelmann; und bei einer zweiten Gelegenheit wird er von einer Prinzessin geboren und wird ein Prinz, und so fort, immer steigend, bis er in die Gottheit aufgenommen wird. Aber wenn er sich schlecht geführt hat, wird, wer etwa der Sohn eines Edelmanns war, als der Sohn eines Bauern wiedergeboren, und aus einem Bauern wird er ein Hund, immer tiefer und tiefer sinkend.“

Da Marco Polo nirgends, auch bei den Chinesen nicht, die Buddhisten von den andern „Götzendienern“ unterscheidet und er die Chinesen, ohne daß er religiöse Unterschiede bei ihnen kennt, summarisch als „Götzendiener“ bezeichnet, so fehlt ihm das Bewußtsein, daß es eine buddhistische Lehre ist, die er hier wiedergibt.

Zur Sache ist folgendes zu sagen: Die Unsterblichkeitslehre, wie Marco Polo sie hier schildert, deckt sich freilich nicht mit der Karma-

Theorie, die die genauere Verkündigung Buddhas enthält. Aber man darf nicht vergessen, daß bei der Masse der Buddha-Gläubigen diese Lehre stets nur in dieser massiven Vergrößerung in Geltung gewesen ist. Das wird — und zwar nicht nur für China — bestätigt durch das 1593 erschienene chinesische Buch Shing Fo Too (s. Th. Richard, Guide to Buddhahood, being a standard manual of Chinese Buddhism, Shanghai 1907, S. 1 ff.). Diese grobe Form der Lehre hat als „Eingangstor“, als unterste Stufe der angeblichen Unterweisung Buddhas sogar Eingang gefunden in das dogmatische Lehrsystem als „Menschen- und Deva-Lehre“. Das ist die Lehre, welche angibt, wie man durch Vermeiden schlimmer Sünden vor einem Herabsinken in die untermenschlichen Existenzmöglichkeiten (Wiedergeboren werden als Höllenwesen, als Preta oder als Tier) sich bewahrt und durch Übung des Guten für das nächste Dasein sich eine Neuverkörperung als Deva in einem Himmel oder abermals als Mensch auf Erden sichert (siehe: H. Haas, „Über den Ursprung des Menschen“ aus dem Kanon des chinesischen Buddhismus (Archiv für Religionswissenschaft 1909, S. 507 ff., 527 ff.), wo der alte Autor bei aller Betonung der Unvollkommenheit dieser grobkörnigen Glaubensvorstellungen doch auch das Wahrheitsmoment, das in ihnen liege, hervorhebt.

c) Kublais Wohltätigkeit auf den Buddhismus zurückgeführt.

Sittliche Umwandlung der Mongolen.

Buch II, cap. 32, Yule I, S. 445 f.

Marco Polo schildert in diesem Abschnitt Kublais große Wohltätigkeit und hilfreiche Fürsorge für die Armen, die schon vorher (cap. 27, Yule I, S. 439) erwähnt worden war. Darin heißt es:

„Man muß wissen, daß die Tataren, ehe sie zur Religion der Götzendiener bekehrt worden waren, niemals Almosen gaben. Wenn ein armer Mensch bei ihnen bettelte, so pflegten sie ihm in der Tat zu sagen: „Mach dich davon mit Gottes Fluch. Wenn er dich so liebte, wie er mich liebt, würde er für dich gesorgt haben.“ Aber die Weisen der Götzendiener, und besonders die oben erwähnten Basci (Bikschu), sagten dem Großen Khan, daß es ein gutes Werk sei, für die Armen zu sorgen, und daß ihre Götter es gern sehen würden, wenn er so handelte. Und seitdem hat er darauf gehalten, soviel Gutes an den Armen zu tun, wie erwähnt ist.“

Schon S. 15 wurde dieser Stelle gedacht, auch berücksichtigt, daß sie sich nur im Text des Ramusio findet, daß aber H. Yule sie nicht für ganz unglaublich hält.

Die Armen und Unglücklichen als von den Göttern gestraft anzusehen, ist eine weitverbreitete Vorstellung. Der Buddhismus hat sie mit der Seelenwanderungslehre verbunden: jedes Unglück ist Strafe für frühere Schuld. Das Christentum hat sie aufgehoben durch den Gedanken der erziehenden, prüfenden Liebe Gottes und den Glauben an diese auch da, wo der Augenschein dagegen ist.

Daß der Buddhismus Werke der Barmherzigkeit in seinen Anhängern bis zu einem gewissen Grade schafft, ist Tatsache. Die großzügigste Liebesarbeit helfender Barmherzigkeit hat er bisher unter dem Könige Açoka entfaltet in den Jahren 259—222 v. Chr.

Hier handelt es sich um den Lamaismus, der diese erfreuliche Wirkung auf Kublai und, wie der Zusammenhang nahelegt, auf alle unter seinem Einfluß stehenden Mongolen ausgeübt hat.

Daß die mit Kublai in China eindringenden Mongolen sich dem Lamaismus anschlossen, wird durch Buch I, cap. 53 (Yule I, S. 256 ff.) bestätigt, wo es heißt: „Die, welche sich in Cathay (Nordchina) festgesetzt haben, haben die Sitten der Götzendiener dieses Landes angenommen und haben ihre eigenen Gewohnheiten verlassen . . .“ (siehe H. H. Howorth, History of the Mongols, London, 1876—88, III, S. 387; P. Kennedy, A history of the Great Moghuls, Calcutta, 1905, 1911, I, S. 57). Dem Lamaismus galt Kublais Gunst (H. H. Howorth, a. a. O. I, S. 248). Er ist der erste Herrscher, der dem von ihm in Tibet eingesetzten Oberpriester auch die weltliche Gewalt über das ganze Land gab und so die Dalai-Lama-Stellung vorbereitete. Sein Günstling, den er so auszeichnete, war der Priester Ssa ss Kia Pandita, der den Ehrennamen Mati Dschâdscha (= Fahne der Weisheit) führte und den Titel Pakba Lama (= oberster, heiliger Lama) erhielt. Kublai gab dem Lamaismus viele Vorrechte, baute ihm in China Klöster und hob seinen Einfluß im Volk. Der Pakba Lama schuf auf Kublais Veranlassung das mongolische Alphabet (siehe: Günther Schulemann, Die Geschichte der Dalai Lamas, Heidelberg, 1911, S. 52 f.; C. d'Ohsson, Histoire des Mongols, Amsterdam, 1834, 35, 4 Bde., II, S. 284).

d) Die religiöse Praxis des Buddhismus (Lamaismus) an Kublais Hof und sonstige religiöse Zustände im Lamaismus.

1. Milchopfer. Wetterzauber. Kannibalismus.
Becherzauber. Götterfeste. Mönchsleben.
Buch I, cap. 61. Yule I, S. 300 ff.

Marco Polo spricht von der Sommer-Residenz Kublais in Chandu (Kaipingfu). Er sagt bei dieser Schilderung: „Man muß wissen, daß der

Khan ein großes Gestüt von weißen Pferden und Stuten besitzt, tatsächlich mehr als 10 000 von solchen (Tieren), und alle sind ganz weiß, ohne einen Fleck. Die Milch dieser Stuten wird von ihm und seiner Familie getrunken und von niemand sonst, ausgenommen von den (Gliedern) eines großen Stammes, welche auch das Vorrecht haben, sie zu trinken. Dies Vorrecht ward ihnen von Chinghiz Khan geschenkt in Anbetracht eines Sieges, den sie ihm vor langer Zeit gewinnen halfen. Der Name dieses Stammes ist Horiad.

Wenn nun diese Stuten durch das Land ziehen und jemand stößt auf sie, so darf er, sei er auch der größte Herr im Lande, es nicht wagen, seinen Weg fortzusetzen, bevor die Stuten vorübergezogen sind; er muß entweder da, wo er ist, warten oder er muß, wenn nötig, in einem halben Tagesmarsch um sie herumziehen, um ihnen nicht nahe zu kommen; denn sie werden mit der größten Verehrung behandelt.

Nun, wenn der Herr am 28. August den Park verläßt, wie ich euch erzählt habe, wird die Milch von allen diesen Stuten genommen und auf den Erdboden gesprengt. Und dies geschieht auf Veranlassung der Götzendiener und Götzenpriester, welche sagen, daß es eine ausgezeichnete Sache ist, an jedem 28. August diese Milch auf die Erde zu sprengen, so daß die Erde und die Luft und die falschen Götter ihren Anteil daran erhalten, und ebenso die Geister, welche die Luft und die Erde bewohnen. Und so werden diese Wesen den Khan und seine Frauen und seine Kinder und sein Volk und sein Vermögen und sein Vieh und seine Pferde, sein Korn und alles, was sein ist, behüten und segnen. Nachdem dies geschehen ist, macht sich der Kaiser auf und davon.

Aber ich muß euch nun eine wunderbare Sache erzählen, welche ich bisher zu erzählen vergessen habe. Wenn es sich während der drei Monate, die der Herr in jedem Jahr an diesem Platz residiert, ereignen sollte, daß schlechtes Wetter ist, so sind da einige geschickte Zauberer und Geomanten in seinem Gefolge, welche so erfahren sind in Zauberei und teuflischen Künsten, daß sie imstande sind, jede Wolke und jeden Sturm davon abzuhalten, über die Stelle hinwegzugehen, wo des Kaisers Palast steht. Die Zauberer, die dies tun, werden Tebet und Kesimur genannt, welches die Namen zweier Völker von Götzendienern sind. Was sie immer in dieser Hinsicht tun, geschieht mit Hilfe des Teufels, aber sie machen diese Leute glauben, daß es vollbracht wird durch die Kraft ihrer eigenen Heiligkeit und die Hilfe Gottes. (Sie gehen immer in einem Zustande

von Schmutz und Unreinigkeit, aus Mangel an Achtung für sich selbst oder für die, welche sie ungewaschen, ungekämmt und schmutzig angezogen haben.) Diese Menschen haben auch eine Unsitte, welche ich erzählen muß. Wenn ein Mann zum Tode verurteilt und kraft Gesetzesmacht hingerichtet worden ist, so nehmen sie seine Leiche und kochen und essen sie. Aber wenn jemand eines natürlichen Todes stirbt, dann essen sie die Leiche nicht.

Da wird noch ein anderes Wunder von diesen Basci vollbracht, von dem ich sprechen will, trotzdem ich so viele Zaubereien kenne. Denn wenn der Große Khan in seiner Hauptstadt und in seinem großen Palast ist, und an seiner Tafel sitzt, welche auf einer Plattform steht, ungefähr 8 Ellen über dem Erdboden, werden seine Becher vor ihn gesetzt (auf ein großes Büfett), in die Mitte des Hallenfußbodens, in einer Entfernung von ungefähr 10 Schritt von seinem Tisch, und werden mit Wein gefüllt oder mit anderer gewürzter Flüssigkeit, wie sie sie genießen. Wenn nun der Herr zu trinken begehrt, bewirken es diese Zauberer durch die Kraft ihrer Beschwörungen, daß die Becher sich von ihrem Platz fortbewegen, ohne von irgend jemand berührt worden zu sein, und sich selbst dem Kaiser anbieten. Dies kann jeder Anwesende bezeugen, und da sind oft mehr als 10 000 Personen so anwesend. Es ist die Wahrheit und keine Lüge. Und so werden euch auch die Weisen unserer eigenen Länder berichten, welche Zauberei verstehen, denn sie vermögen dies auch zu tun.

Und wenn die Götterfeste herankommen, gehen diese Basci zu dem Fürsten und sagen: „Herr, das Fest dieses Gottes (sie nennen ihn) ist gekommen.“ „Mein Herr, Ihr wißt,“ so sagt der Zauberer, „daß dieser Gott, wenn er keine Gaben erhält, immer schlechtes Wetter schickt und unsere Jahreszeiten verdirbt. So bitten wir Euch, gebt uns eine so und so große Zahl von schwarzköpfigen Schafen“, sie nennen eine Zahl, welche sie wollen. „Und wir bitten auch, mein guter Herr, daß wir eine so und so große Menge Weihrauch und eine so und so große Menge Aloëholz bekommen, und“ — soviel von dem, soviel von jenem und soviel von dem andern, ganz nach ihrer Laune — „daß wir einen feierlichen Gottesdienst und ein großes Opfer für unsere Götter abhalten können, und daß sie so geneigt werden, uns und alles Unsige zu schützen.“

Die Basci sagen diese Dinge den Baronen, welche mit der Bedienung beauftragt sind, welche rund um den Grafen Khan stehen, und diese wiederholen sie dem Khan, und der befiehlt dann den

Baronen, alles das auszuhändigen, worum die Basci gebeten haben. Und wenn sie die Sachen erhalten haben, gehen sie hin und veranstalten ein großes Fest zu Ehren ihres Gottes und halten große Feiern der Anbetung ab mit großen Illuminationen und Mengen von Weihrauch von verschiedenem Geruch, welchen sie aus verschiedenen aromatischen Spezereien herstellen. Und dann kochen sie das Fleisch und setzen es den Göttern vor, und sprengen die Brühe hierhin und dahin und sagen, daß die Götzen so ihr Genüge bekommen. Auf diese Weise halten sie ihre Feste ab. Ihr müßt wissen, daß jeder Götze seinen eigenen Namen und einen Festtag hat, so wie unsere Heiligen ihre Jahrestage haben.

Sie haben auch ungeheure Klosteranlagen und Abteien, manche so groß wie eine kleine Stadt, mit mehr als 2000 Mönchen (d. h. nach ihrer Art) in jeder Abtei. Diese Mönche kleiden sich besser als die übrigen Leute und tragen Haar und Bart geschoren. Einigen dieser Basci ist es nach ihrer Regel gestattet, Frauen zu haben, und sie haben eine Menge Kinder.“

Unter den Horiad ist der Stamm der Oirad, am oberen Jenisei, zu verstehen. Daß diese allein das erwähnte Vorrecht hatten, erklärt Palladius (Archimandrit, Elucidations of Marco Polos travels in North China, drawn from Chinese Sources, Journ. N. C. Br. R. As. Soc. X, 1876, S. 27) für unwahrscheinlich. Denn der Kunkrat-Stamm stand dem Khan noch näher; aus ihm wurden die ersten Frauen der Khane gewählt. W. Ruysbroek (W. W. Rockhill, a. a. O., S. 241 § 363) sagt über die weißen Pferde: „Am 9. Tage des Mai-Monats sammeln sie alle weißen Stuten ihrer Herden und weihen sie. Die christlichen Priester müssen sich dann auch mit ihren Rauchfässern versammeln. Dann sprengen sie neuen Kumiß (cosmos) auf die Erde und veranstalten an dem Tage ein großes Fest, denn nach ihrem Kalender ist dies die Zeit, um zuerst neuen Kumiß zu trinken . . .“

Pferde kommen in Verbindung mit religiösem Kultus in Griechenland vor, in Colonos in Griechenland gab es einen Altar des Poseidon Hippius und der Athene Hippia. Kronos nahm die Gestalt eines Pferdes an. Verehrung von Pferden fand hier und in Verbindung mit Poseidon statt. Den alten Germanen war das Pferd heilig (Tacitus, Germ. 9, 10), in Indien gibt es heilige Pferde (S. Crooke, The popular Religion and Folklore of Northern India, Westminster 1896, II, 204), in Japan gibt es solche auch heute noch

in den Shinto-Tempeln. In Persien wurden weiße Pferde als heilig verehrt (E. R. E. I, 513 ff., Artikel „Horse“).

Daß solche Opfer von Stutenmilch, wie Marco Polo sie erwähnt, bei den Mongolen gebräuchlich waren, bestätigen W. Ruysbroek (W. W. Rockhill, a. a. O., S. 241), der Chinese Chang Te-hui (H. Yule, Marco Polo I, S. 309) und viele andere. Die Jakuten kennen solche Opfer noch in neuerer Zeit (siehe: P. S. Pallas, Reise durch verschiedene Länder des russischen Reiches, Petersburg, 1773 ff., IV, 579). Von den Zeugen, die vor Marco Polo dort waren, werden aber als Termine solcher Feste der 9. Mai und der 9. Oktober angegeben (Frühlings- und Herbstfest). Vielleicht war der 28. August wegen Kublais Abreise aus der Sommerresidenz gewählt. Diese Annahme scheint, da keine andern Momente ihr widersprechen, eine ausreichende Erklärung. Von den Jakuten werden solche Feste auch aus dem Juni und Juli erwähnt, als der Zeit, in der die Stuten Fohlen bekommen oder auch als Frühlingsfest (Pallas, a. a. O. IV, 567; W. Radloff, Aus Sibirien, I, S. 378; Plano Carpini 620).

Diese ursprünglich mongolischen Opfer erscheinen hier von den lamaistischen Priestern vollzogen. Der Lamaismus hat die Bräuche der primitiven Religionen, die er in sich aufgesogen hat, vielfach angenommen, so die Opfer an Schlachttieren (blutige Opfer), die hier bei den Götterfesten erwähnt werden; ähnliche Opfer schildert Marco Polo in Tangut (Buch I, cap. 40, s. u. S. 45 f.).

Den Titel der tibetanischen Buddhistenmönche „Basci“, wie Marco Polo ihn bietet, hat man erklären wollen als verderbt aus Bickschu, der Bezeichnung für die indischen ursprünglichen Mönche. K. F. Koeppen (a. a. O. I, 331) bestreitet die Richtigkeit dieser Deutung und behauptet, das Wort Basci sei ein uigurisches (mongolisches) Wort, das „Priester“ bedeutete. Sachlich ist diese Frage ohne Belang.

Über die Zaubereien der Buddhistenpriester in Tebet (Tibet) und Keschimur (Kaschmir) wird unten (S. 51 ff.) bei der Besprechung des Buddhismus in Kaschmir Ausführliches geboten werden (zu Buch I, cap. 31, Yule I, S. 166). Hier sei dies gesagt: Der Wetterzauber wurde häufig mittels eines Regen- oder Zaubersteins ausgeführt, genannt Yadah oder Jada-Tash. H. Yule (Marco Polo I, 310 ff.) gibt viele Belegstellen für Wetterzauber, der von Marco Polo auch noch bei Kaschmir und bei den Karaonas in Persien (Buch I, cap. 18, Yule I, S. 98) erwähnt wird, sowie bei den nestorianischen Be-

wohnern der Insel Soctra (Socotra) (Buch III, cap. 32, Yule II, S. 407) *). Der Wetterzauber spielt bei allen niederen Religionen eine große Rolle und spielt hinein bis in die Regenprozessionen der katholischen Kirche. Auch von Buddha erzählt man, daß er Regen herbeiholte und abwandte (s. A. J. Edmunds, a. a. O. II, S. 36 ff., im allgemeinen J. G. Frazer, *The golden bough, a study of magic and religion*, 3. Aufl., London, 1911, I, 1, S. 260 ff., 284 ff., 304 ff.). Zaubereien, wie das Schwebenlassen der Trinkbecher Kublais, vermag heute noch jeder indische und ostasiatische „Zauberer“ zu vollbringen.

Über die bei den Götterfesten vollzogenen Opfer vergl. zu Buch I, cap. 40 (Yule I, S. 203 ff.) das über Tangut Gesagte (siehe unten S. 47).

Daß einigen lamaistischen (roten) Mönchsorden das Heiraten gestattet war, bestätigt K. F. Koeppen a. a. O. II, S. 82.

Ob der Kannibalismus den Mongolen oder, was nach dem Zusammenhang wahrscheinlicher ist, den Lamas zugeschrieben wird, ist nicht ganz klar. Den Tibetanern ist der Kannibalismus auch sonst zur Last gelegt (H. Yule, *Cathay*, S. 151). Plano Carpini sagt: „Sie haben eine sehr erstaunliche oder schreckliche Sitte, denn wenn jemandes Vater im Begriff ist, seinen Geist aufzugeben, kommen alle Verwandten zusammen und essen ihn auf, wie mir das als sicher erzählt worden ist“ (658). W. Ruysbroek berichtet: „[Die Tibeter sind] ein Volk, das die Gewohnheit hat, ihre toten Eltern aufzuessen, so daß sie aus Pietät ihren Eltern kein anderes Grab geben, als in ihren Eingeweiden. Sie haben diese Handlungsweise aufgegeben, denn sie wurden für ein Greuel gehalten unter den Völkern“ (W. W. Rockhill, a. a. O. 151, § 289). Aber auch gegen die Mongolen und Chinesen ist diese Anklage des Kannibalismus bis in die neueste Zeit immer wieder gut begründet erhoben worden (siehe die Literatur bei H. Yule, *Marco Polo* I, S. 312 f.; J. Witte, „Kannibalismus in China“, in der *Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft*, 1913, S. 248 f.). Nach der noch heute herrschenden Meinung der Chinesen hat das Blut der enthaupteten Verbrecher Heilkraft. Holundermarkkugeln werden in das Blut der Enthaupteten gelegt und dann als Blutbrot verkauft. Das Blut

*) W. Ruysbroek sagt von den Wetter-Zauberern am Mongolenhof: „Sie bringen die Atmosphäre in Aufregung durch ihre Beschwörungen“ (W. W. Rockhill, a. a. O. S. 245, § 366).

der Verbrecher ist das einzige Blut, das man bekommen kann, in normalen Zeiten. Die Verbrecher gelten oder galten dazu vielerorts als außergewöhnliche Menschen, mit besonderer Kraft begabt (E. R. E. III, S. 199 f., Artikel „Cannibalism“, von J. A. Mac Cullock). Bis in das Christentum hinein spielt diese Anschauung. In Sizilien gibt es eine „Chiesa dei Decollati“, eine Kirche der enthaupteten Verbrecher, die, wenn sie mit der Kirche versöhnt starben, als besonders kräftige Fürsprecher und Beschützer gelten gegen Unglücksfälle zu Wasser und zu Lande und gegen Mörder (E. Sidney Hartland, The cult of the executed criminals in Sicily, Transactions of the 3rd international Congress for the history of Religion, Oxford, 1908, S. 55 ff.). Auf dem Friedhof, der um jene Kirche herum liegt, wurden früher viele Verbrecher begraben. Man glaubt, daß deren Seelen auf Anrufung Antwort geben.

Die Chinesen haben aber nicht nur das Blut von Verbrechern für heilkraftig gehalten, sondern das Blut der Menschen überhaupt erscheint ihnen kraftspendend und darum begehrenswert. Bis in die neueste Zeit haben sie Teile der Körper der getöteten Feinde gegessen, um sich etwas von der Kraft der Feinde anzueignen. Noch heute gelten Teile des Körpers, z. B. die Leber, Lebenden herausgeschnitten, als gute Medizin (siehe N. B. Dennys, The folklore of China, London u. Hongkong, 1876, S. 67.).

Marco Polo erwähnt Kannibalismus auch sonst noch: bei Fokien (Südchina) Buch II, cap. 80, Yule II, S. 225 (s. u. S. 80); bei Japan, Buch III, cap. 4, Yule II, S. 264 (s. u. S. 55), wo der Kannibalismus von religiösen Vorstellungen losgelöst erscheint: „sie sagen, daß kein Fleisch in der Welt so gut ist“ (wie Menschenfleisch); endlich bei Sumatra, Buch III, cap. 10; Yule II, S. 293 f. (s. u. S. 116 f.).

2. Die religiöse Weihe des Geburtstages Kublaïs und des Neujahrsfestes.

(Buch II, cap. 14 und 15, Yule I, S. 387 ff.)

Von der Feier des Geburtstages Kublaïs erzählt Marco Polo: „An diesem Tage halten in gleicher Weise alle Götzendiener, alle Sarazenen und alle Christen und alle Gattungen von Menschen große und feierliche Gottesdienste ab, mit viel Gesang und Lichterglanz und Weihrauch-Verbrennen, alle vor dem Gott, den sie anbeten, bittend, daß er den Kaiser segnen und ihm langes Leben, Gesundheit und Glück geben möge.“

Palladius (a. a. O., S. 1—54) stellt fest, daß nach dem mongolisch-chinesischen Zeremonialbuch an des Khans Geburtstag alle Vertreter aller Bekenntnisse sich vor der geschmückten Namens-tafel des Kaisers verbeugen und dreimal ausrufen mußten: Wansui! (Zehntausend Jahre.) Einen Monat vor dem Geburtstag fand eine religiöse Feier in einem Tempel statt. Im Jahre 1304 ward durch Edikt bestimmt, daß in dem Ritus der Fürbitte sich die Christen nach den Buddhisten und Taoisten zu richten hätten.

Eine Ergänzung zu der Schilderung der Geburtstagsfeier Kublais bildet das, was Marco Polo über das Neujahrsfest, das „das Weiße Fest“ genannt wird, mitteilt. „Der Beginn des neuen Jahres ist der Februar-Monat, und bei dieser Gelegenheit feierten der große Khan und alle seine Untertanen ein solch Fest, wie ich es jetzt beschreiben will. Es ist Sitte, daß bei diesem Fest der Khan und alle seine Untertanen ganz in Weiß gekleidet sind; so daß jedermann in Weiß ist, Mann und Frau, Groß und Klein. Und das geschieht, damit sie das ganze Jahr hindurch Glück haben, denn sie halten Weiß für eine Glücksfarbe.“ Der Khan erhält an diesem Tage viele Geschenke. „Und die Leute machen sich an diesem Tage auch gegenseitig Geschenke von weißen Gegenständen und umarmen und küssen sich und schließen Ehen ab.“ ... „An diesem Tage, so versichere ich euch, werden dem Khan neben den üblichen von allen Landesteilen dargebrachten Geschenken mehr als 100 000 weiße Rosse geschenkt, prachtvolle Tiere und schön herausgeputzt.“

Und ihr müßt wissen, daß es ihre Sitte ist, wenn sie dem Khan Geschenke darbringen (zum wenigsten, wenn die Provinz, die die Geschenke macht, dazu imstande ist), neunmal neun Gegenstände zu schenken. Zum Beispiel, wenn eine Provinz Pferde sendet, so sendet sie neunmal neun oder 81 Pferde; von Gold so neunmal neun Stücke Gold; und so mit Stoffen und allem andern, woraus die Geschenke auch sonst noch bestehen.“ An diesem Tage versammeln sich alle Großen des Reiches, auch alle Astrologen und Philosophen, vor dem Khan:

„Dann steht ein hoher Geistlicher auf und spricht mit lauter Stimme: „Verbeugt euch und betet an.“ Und sobald er dies gesagt hat, verbeugt sich die ganze Versammlung, bis ihre Stirnen den Fußboden berühren, in Anbetung des Kaisers, gleich als wäre er Gott. Und diese Anbetung wiederholen sie viermal, und dann gehen sie zu einem festlich geschmückten Altar, auf dem eine hochrote Tafel steht, mit dem Namen des Großen Khan darauf, und ein

wundervolles Weihrauchfaß. Da opfern sie Weihrauch vor der Tafel und dem Altar mit großer Ehrerbietung, und dann kehrt ein jeder zu seinem Sitz zurück.“ (Marco Polo II, 15. H. Yule I S. 390 ff.)

Interessant ist als Parallelie die Schilderung W. Ruysbroeks über die Feste am Hofe Mangu-Khans: „Als das Epiphaniastfest nahe war, erzählte mir der armenische Mönch Sergius, daß er an diesem Tage Mangu-Khan taufen würde. Und ich bat ihn, was in seiner Macht stehe, zu tun, daß ich anwesend sein dürfe und so ein Augenzeuge. Und er versprach mir das. Das Fest kam, aber der Mönch ließ mich nicht rufen; aber um 6 Uhr wurde ich an den Hof gerufen und ich sah den Mönch mit den Priestern von Hofe zurückkommen, sein Kreuz tragend, und die Priester hatten ein Weihrauchfaß und die Evangelien. Nun hatte an diesem selben Tage Mangu-Khan ein Fest gehabt, und es ist seine Gewohnheit, an solchen Tagen, die seine Wahrsager ihm als heilig bezeichnen, Hof zu halten; und an solchem Tage kommen zuerst die christlichen Priester in ihrer Amtstracht und beten für ihn und segnen seinen Becher. Wenn sie fort sind, kommen die Sarazenen-Priester und tun dasselbe. Nach ihnen kommen die Götzenpriester und tun dasselbe. Der Mönch sagte mir, daß (Mangu) nur an die Christen glaube, aber er wolle, daß alle für ihn beten. Aber er lügt, denn er glaubt an keinen von ihnen, wie ihr nachher hören werdet, und sie alle folgen seinem Hof wie Fliegen dem Honig, und er gibt allen, und sie glauben alle, daß sie seine Lieblinge sind und sie prophezeien ihm alle Segnungen . . .“ „Einige der Nestorianer indessen versicherten mir, daß er (Mangu) getauft worden sei. Ich sagte ihnen, ich würde es nie glauben, noch es andern erzählen, denn ich hätte es nicht gesehen“ (siehe W. W. Rockhill, a. a. O., S. 181 f, § 313 ff.).

H. Yule (a. a. O., S. 393) bemerkt zu der Bevorzugung des Weiß am Neujahrsfest („Weißes Fest“), daß die Mongolen noch heute den ersten Monat im Jahr Chagtan oder „Chagtan Sara“, „den Weißen“ oder „den weißen Monat“ nennen, und daß das Tragen von weißen Kleidern eine besondere mongolische Sitte des Neujahrsfestes gewesen sei. Denn schon Schah Rukhs Gesandte (nach China) seien gewarnt worden, am Neujahrsfest (2. Februar 1421) ja nicht weiße Kleider zu tragen; denn Weiß sei bei den Chinesen die Trauerfarbe. Das ist bei den Chinesen noch heute so; am Neujahrstage ist Rot die Festfarbe, rote Lichte brennt man, auf rotem Papier druckt man die Glückwünsche. Weiß als Festfarbe, Freudenfarbe ist aber sonst weit verbreitet. Die Neunzahl gilt als etwas Besonderes, entweder

als das Resultat von drei mal drei oder als der dritte Teil des siderischen Monats (siehe H. Greßmann, Artikel „Zahlen“ in R. G. G. V, Sp. 2178 f.; W. Wundt, Völkerpsychologie, Leipzig 1909, II, 3, S. 530 ff.). Daß den Mongolen die Neunzahl besonders wichtig war, z. B. bei Geschenken der Brautwerber an den Schwiegervater (neunmal neun Schafe, Rinder oder Kamele oder Dukaten) wird mehrfach bezeugt (siehe J. von Hammer-Purgstall, Die Geschichte der goldenen Horde, Pest 1840, S. 208; J. Strahlenberg, Historie der Reisen in Rußland, Sibirien und der Großen Tartarey, Amsterdam 1757, II, S. 210; H. Vámbéry, Sketches of Central Asia, London, 1868, S. 103).

Über den Namen als Stellvertreter einer Person sagt H. Schmidt (Artikel: „Namenglaube im Alten Testament“, R. G. G. IV, Sp. 660): „Der Name ist ein Doppelgänger dessen, den er darstellt. Ein selbständiges, nahezu persönlich gedachtes Wesen, aber nun doch aufs engste mit dem Namenträger verbunden. Was dem Namen geschieht, geschieht auch dem, dem er gehört. Wo der Name wirkt, wirkt irgendwie der Benannte.“

Tafeln mit ihren Namen darauf vertreten in China und Japan die Toten beim Ahnenkult im Hause. Rot ist hier die Farbe des Lebens, wird geradezu da, wo Leben fehlte, als Ersatz des Lebens gebraucht (bei Särgen, Leichen, Grabsäulen) (siehe F. v. Duhn, Rot und Tot, in Archiv. f. Rel.-Wiss., 1906, S. 1 ff.).

Von einer Kaiser-Verehrung weiß W. Ruysbroek schon zu Mangu-Khans Zeit unter den Mongolen zu berichten. Er sagt: „Hinter den Feuern ist ein Wagen mit einer goldenen Bildsäule des Kaisers, die anzubeten gleichfalls Sitte ist. Aber die Mönche, welche sich entschieden weigerten, sie anzubeten, wurden trotzdem gezwungen, ihr Haupt zu beugen“ (siehe W. W. Rockhill, a. a. O., S. 35, § 775). Auch Plano Carpini weiß davon zu berichten: „Sie machen auch ein Götzenbild von ihrem ersten Kaiser, welches sie in einen Wagen setzen, an einen Ehrenplatz vor ihrer Wohnung, wie ich vor dem Zelt des Kaisers (Kuyuk Khan) sah, und sie bieten ihm viele Gaben an; und sie opfern ihm auch Pferde . . .“ „Und sie beugen sich vor ihm mit dem Gesicht nach Süden, so wie sie sich vor Gott beugen“ (620).

Kublai baute im Jahre 1263 in Peking eine Zeremonienhalle zur Verehrung für sich und seine Vorfahren (siehe H. H. Howorth, a. a. O. I, 223).

Über die eigentümliche religiös-politische Stellung des chinesischen Kaisertums bedarf es keiner näheren Darlegung (siehe O. Franke, Ostasiatische Neubildungen, Hamburg, 1911, S. 1 ff.; J. Witte, Ostasien und Europa, Tübingen, 1914, S. 88 ff.). Bis in die neueste Zeit hinein hat diese eigenartig-chinesische Auffassung ihres Kaisertums die Beziehungen Chinas zu fremden Völkern erschwert. So hat die Frage der Verbeugung vor dem Kaiser in den Beziehungen der Völker Europas zu China bis tief in das 19. Jahrhundert eine Rolle gespielt. Die Europäer hatten sich bis dahin dem chinesischen Ritus gefügt. Im Jahre 1859 erklärte in Verhandlungen mit den Vertretern der Westmächte, als man sich dahin zu einigen im Begriff stand, diese Vertreter sollten vor dem Kaiser nur einen Kniefall tun, der chinesische Beamte, auch dieser Kniefall habe religiöse Bedeutung, denn er sei eine Zeremonie, durch die man „dem Kaiser und Gott die gleiche Ehrfurcht bezeuge“ (O. Franke, a. a. O., S. 14). Darauf ward von den Westländern der Kniefall und darauf von den Chinesen die Audienz verweigert (siehe auch J. Doolittle, The social life of the Chinese, London, 1868, cond. ed. S. 60; S. W. Williams, The Middle Kingdom, New York, 1876, I, S. 323 f.; P. Della Valle, Viaggi, Edition Brighton, 1843, I, 646).

Der Text des Ramusio enthält eine sehr ausführliche Schilderung des Aktes der Anbetung mit langen Voten des zelebrierenden Geistlichen und Responsorien der Versammlung. Wesentlich Neues bietet indessen dieser erweiterte Text nicht.

Dieser ganze Abschnitt ist insofern wichtig, als er den Lamaismus in der Rolle des Staatskultus zeigt, der sich mit den dynastischen unbuddhistischen Akten der Kaiserverehrung ganz ausgesöhnt hat.

3. Primitive religiöse Vorstellungen, an Kublais Hofe weiterherrschend.

3a) Ein Aberglaube Kublais.

Buch II, cap. 27. Yule I, S. 439.

Wenn der Blitz, ohne zu zünden, in ein Schiff einschlug, das von seiner Ladung Zoll zahlen mußte, so brauchte es nichts zu zahlen: „Denn man hält es für ein böses Zeichen, wenn der Blitz jemandes Besitz trifft; und der Große Khan sagt, es würde ein Greuel vor Gott sein, solchen Besitz, den sein göttlicher Zorn gebrandmarkt habe, in seine Schatzkammer zu bringen.“

Ein von De Mailla (Histoire générale de la Chine, Paris, 1783, IX, 459 f.) angeführter Schriftsteller sagt von Kublai: „Auf irgendein übles Vorzeichen hin oder wenn eine Hungersnot war, verzichtete dieser Fürst auf Steuern.“ H. Yule (a. a. O.) hat die obige Nachricht Marco Polos nicht für sehr gut beglaubigt gehalten. Die Vorstellung von dem Blitz als dem Zornstrahl der Götter ist in primitiven Religionen weitverbreitet.

3b) Die Scheu vor dem Betreten der Schwelle.

Buch II, cap. 13. Yule I, S. 383.

An der Tür der Festhalle Kublais standen Wächter von hohem Wuchs: „Ihre Aufgabe war, achtzugeben, daß niemand beim Eintragen die Schwelle betrete; wenn es aber doch geschieht, so nehmen sie dem, der es getan hat, seine Kleider ab, und er muß Geld bezahlen, will er sie zurückhaben; oder anstatt ihm die Kleider zu nehmen, verabfolgen sie ihm eine Anzahl Hiebe. Wenn es aber Fremde sind, die diese Ordnung nicht kennen, so sind da Barone bestimmt, sie hineinzuführen und ihnen Aufklärung zu geben. Sie denken in der Tat, daß es Unglück bringt, wenn jemand die Schwelle berührt.“

Diese Scheu vor dem Betreten der Schwelle wird bei den Mongolen noch bezeugt durch Odorich von Pardenone (siehe H. Yule, Cathay, S. 132), W. Ruysbroek (§ 255, 268, 319), Plano Carpini (§ 625, 741), W. W. Rockhill a. a. O., S. 23), auch gibt es ein Sprichwort, das noch heute unter den Stämmen mongolischer Rasse in Rußland lebt: „Tritt nicht auf die Schwelle, es ist Sünde.“ Von Konfuzius heißt es: „Beim Durchschreiten (des Tores) trat er nicht auf die Schwelle“ (Lunyü X, 4, 2, siehe R. Wilhelm, Lunyü, Jena, 1910, S. 98). Die Braut darf in China nicht auf die Schwelle des Hauses des Bräutigams treten (siehe N. B. Dennys, a. a. O., S. 18; P. Della Valle, a. a. O. II, 171). Unter der Türschwelle denkt man im heutigen Palästina Dämonen wohnend (siehe Wolf Graf Baudissin, Artikel „Feldgeister, Feldteufel“ in R. E. VI, S. 9 f.). Im Alten Testament deuten manche Stellen auf diese Vorstellung: Zephanja 1, 9 wird von Männern gesprochen, „so über die Schwelle (des Königs-palastes) springen.“ In Indien denkt man unter der Schwelle Seelen wohnend (H. Oldenberg, Religion des Veda, Berlin, 1894, S. 553). Um das Haus gegen das Eindringen böser Geister zu schützen, begrub man Tote unter der Schwelle oder auch lebende Menschen, vor allem Kinder (J. A. Mac Cullock, Artikel „Door“ in E. R. E. IV,

846 ff., vor allem 846 b). Die Philister betreten die Schwelle des Tempels Dagons nicht (1. Samuelis 5, 5, wo die Begründung naiv-jüdisch ist). Die Schwelle war ursprünglich der Sitz des Hausgottes, der dort den Eingang bewacht, z. B. der assyrische šedu. Am Tür-eingang stellten die Mongolen nach W. Ruysbroek (W. W. Rockhill, a. a. O., S. 58 f., § 223 f.) ihre Götterfiguren auf.

3c) Das Verbinden des Mundes.

Buch II, cap. 13. Yule I, S. 383.

Die Adligen, welche dem Khan bei Tisch aufwarten, „haben Mund und Nase mit feinen Tüchern aus Gold und Seide verbunden, so daß kein Atem oder Geruch von ihrer Person den Teller oder Becher berührt, den sie ihrem Herrn reichen“.

Es ist das gewiß hier nur eine höfische Etikette, die auch sonst noch bezeugt ist (siehe H. Yule a. a. O. zu der Stelle). Aber dieselbe Etikette findet sich auch bei Ausübung religiöser Pflichten, z. B. verbinden die Schinto-Priester in Japan beim Opfern den Mund (siehe E. Schiller, Schinto, Berlin-Schöneberg, 1911, S. 65). Das gleiche wird aus der altpersischen Religion bezeugt. Es heißt im Vendidad (cap. 18) von den falschen Priestern: „Manchen gibt es, ehrwürdiger Zarathustra, welcher die Mundbinde trägt, der aber nicht seine Lenden mit dem Gesetz gegürtet hat“ (siehe Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, Tübingen, 1905, II, S. 204).

e) Religiöses Leben im Lamaismus in Tangut.
Klöster. Götterbilder. Opferfeste *).

Buch I, cap. 40, Yule I, S. 203 ff.

„Die Bewohner sind meist Götzendiener, aber es gibt dort auch einige nestorianische Christen und Sarazenen. Die Götzendiener haben eine eigene Sprache und sind keine Kaufleute, sondern leben vom Ackerbau. Sie haben sehr viele Klöster und Klosterkirchen voll von Götzenbildern verschiedener Gestalt, welchen sie große Verehrung und Ehrfurcht beweisen, indem sie sie anbeten und ihnen mit großem Gepränge Opfer bringen. Die, welche Kinder haben,

*) Tangut: ein Reich, westlich des Hoang-ho, von den Chinesen Si Hia (West-Hia) oder Ho-Si (westlich des Hoang-ho) genannt, gegründet 982; der letzte Herrscher wurde 1227 von Ogdai-Khan getötet. Die Hauptstadt war Hia-chau (Ning-hia) am Hoang-ho. Hier war der Sitz eines nestorianischen Metropoliten. Marco Polo sagt nur, daß es dort „einige nestorianische Christen“ gab.

ziehen z. B. zu Ehren des Idols ein Schaf auf. Und zu Neujahr oder am Fest des Idols nehmen sie ihre Kinder und das Schaf mit sich zu dem Götzenbild, in großer Feierlichkeit. Dann lassen sie das Schaf schlachten und kochen, bringen es wieder in Ehrfurcht dem Götzen dar und lassen es vor ihm stehen, während sie die Pflichten ihrer Andacht vollziehen und für ihre Kinder den Gott um Segen bitten. Und nach ihrem Glauben ißt der Gott von dem ihm vorgesetzten Fleisch. Nach diesen Zeremonien nehmen sie das Fleisch mit sich nach Hause, rufen ihre Verwandten zusammen und verzehren es mit ihnen unter großer Feierlichkeit. [Die Götzenpriester erhalten als ihren Anteil den Kopf, die Füße, die Eingeweide und die Haut, sowie einiges von dem Fleisch.] Nach der Mahlzeit sammeln sie die Knochen und verwahren sie sorgfältig in einem Kasten.“ Im Anschluß an diesen Abschnitt gibt Marco Polo eine Schilderung der spezifisch chinesischen Begräbnisriten. Er schließt die ganze Darlegung mit den Worten: „Und dies, versichere ich euch, sind die Gebräuche aller Götzendienner dieser Länder.“

Wie dieser Schlußsatz zeigt, ist die obige Schilderung von Marco Polo selbst als sehr generell bezeichnet. Eine Prüfung des Inhalts zeigt, daß er gut tat, sich zu entschuldigen. Was er in diesem Kapitel gegeben hat, ist nicht nur eine Übersicht über die Religion Tanguts, sondern enthält zugleich Erinnerungen an die religiöse Gesamtlage im Osten Asiens.

Die Bevölkerung Tanguts war aus Tibetanern, Türken, Uighuren und Chinesen gemischt (siehe W. W. Rockhill, a. a. O., S. 150, Note). Da die Zahl der Chinesen beträchtlich war, die in Tangut lebte (siehe C. Ritter, Die Erdkunde von Asien, Berlin, 1832 ff., II, 213), so erklärt sich daraus die Hineinbeziehung der chinesischen Begräbnisriten in die obige Schilderung. Hier in Tangut kam Marco Polo zum ersten Male mit chinesischem Wesen in Berührung.

An mehreren Stellen seines Buches erwähnt Marco Polo, daß die Bewohner eines Landes eine „besondere Sprache“ hatten. Bei Camul (Buch I, cap. 41, Yule I, S. 210) bedeutet der Ausdruck den besonderen Dialekt der bürgerlichen Sprache. Dasselbe gilt von Kaschmir (Buch I, cap. 31, Yule I, S. 166), wo es (s. u. S. 51) heißt: „Es ist bewohnt von Leuten, welche Götzendienner sind und ihre eigene Sprache haben.“ Yule (I, S. 207, Note 2) denkt auch bei der Tangut betreffenden Stelle an die bürgerliche Sprache, an einen besonderen chinesischen Dialekt. Ebensogut könnte man an die Sprache der Uighuren denken, von denen W. Ruysbroek sagt: „Unter den

Juguren hat die Turkie-Coman-Sprache ihre Quelle und Wurzel“ (W. W. Rockhill, a. a. O., S. 201, § 329). Es ist aber zu fragen, ob die natürlichste Auslegung nicht die ist, daß hier die eine, allen gemeinsame heilige Sprache des Lamaismus gemeint ist. Die bürgerlichen Dialekte waren bei dieser gemischten Bevölkerung verschieden, einheitlich war die Sprache der Religion, die eine besondere, d. h. nicht im bürgerlichen Leben gesprochene war. Die dritte Möglichkeit besteht darin, daß dies eine der vielen ungenauen Bemerkungen Marco Polos ist, deren Sinn genau feststellen zu wollen vermessen ist.

Bei Sachiu, der bei Marco Polo (Yule I, S. 203) erwähnten Stadt in Tangut (= Shachow = Tun-kwang-hien), sind heute noch Höhlen mit vielen buddhistischen Götterbildern aus Lehm. Hier waren früher Sammelstätten zahlreicher Beter. M. Bonin fand hier noch 1899 viele Götterbilder in Grotten (Tausend-Buddha-Höhlen, Tsien Fotung), wie ja solche Anlagen in China häufig sind (La Géographie, 15. März 1901, S. 171).

Blutige Opfer, wie Marco Polo sie hier schildert (siehe auch oben S. 35 f.), hat P. S. Pallas (Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, Petersburg, 1776, 1801, II, S. 346) unter den buddhistischen Kalmücken gefunden. Es sind Überreste schamanistischer Religion, wie sie gerade im lamaistischen Buddhismus sich soviele finden, die, so unbuddhistisch sie sind, der Buddhismus hat fortleben lassen. Aber nie werden die blutigen Opfer Buddha oder seinen Heiligen dargebracht (K. F. Koeppen, a. a. O. I, S. 559 ff.). Es ist nicht unmöglich, daß es sich bei diesen mit den Kindern in Verbindung gesetzten Opfern um einen Ersatz für Menschen-(Kinder-)Opfer handelt, wie solche bei manchen Mongolen vorkamen (J. G. Frazer, a. a. O. III, S. 180), und auch bei den Chinesen (J. J. M. de Groot, a. a. O. II, 679, IV, 364), wo die erstgeborenen Söhne geschlachtet und gegessen wurden. Den Übergang von diesen Opfern zu den Surrogaten der Tieropfer zeigen vielleicht die Verwundungen des Vaters bei der Geburt des Erstgeborenen bei den Caraiten in Brasilien (J. G. Müller, Amerikanische Urreligion, Basel, 1867, S. 212 ff., 379).

Das sorgfältige Aufbewahren der Knochen der Opfertiere bei den Mongolen wird von P. D. Chantepie de la Saussaye (Lehrbuch der Religionsgeschichte, 3. Aufl., Tübingen, 1905, I, S. 54) hervorgehoben. Die heutigen Buräten am Baikalsee heben die Knochen der Opfertiere auf einem Gerüst auf (siehe W. Radloff, Aus Sibirien, Leipzig,

1884, II, S. 28). Von den Bewohnern von Sumatra erzählt Marco Polo (Buch III, cap. 10, Yule II, S. 293), daß sie die Knochen der verzehrten Menschen in feine Kästen legten und diese in unzugänglichen Berghöhlen verwahrten. Die Knochen unzerbrochen aufzuheben, ist eine weitverbreitete Sitte, die auch aus der germanischen Welt bezeugt ist (siehe J. W. E. Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin, 1858, S. 57 ff.) Im „Testament Abrahams“ (cap. 6, siehe M. R. James, The Testament of Abraham, Cambridge, 1893, S. 83, in Texts and Studies von J. A. Robinson, II, 2) ist in gleichem Zusammenhang von der Wiederbelebung des den Engeln von Abraham vorgesetzten Kalbes die Rede. Brach man die Knochen, so würden die Tiere bei der Wiederbelebung lahm. Vielleicht liegt diese Idee auch vor bei der Überlieferung, daß Jesu bei seinem Tode kein Bein zerbrochen werden solle (Exod. 12, 46; Num. 9, 12; Joh. 19, 33—36).

Das Verwahren der Knochen hing mit dem Aufbewahren für die Wiederbelebung zusammen.

Das Verstecken und Verbergen derselben in unzugänglichen Berghöhlen hängt aber wohl eher zusammen mit der Furcht vor der sehr unerwünschten Wiederkehr der Seelen der Verzehrten. So hielt man sie sich fern (K. Kohler, Verbot des Knochenzerbrechens, Archiv f. Rel.-Wiss., 1910, S. 153 ff.). Schon das Einschließen der Knochen in feste Behälter deutet auf die Absicht der Verhinderung der Rückkehr der Toten. Teilweise fesselte man die Toten oder belastete die Leichen mit schweren Steinen. Auch die Zerstückelung des Leibes, sogar das Verzehren der Leichen ist mit dadurch bestimmt (F. v. Duhn, „Rot und Tot“, Archiv f. Rel.-Wiss., 1906, S. 3). Über die gleiche Sitte des Aufbewahrens der Knochen bei Stämmen der Juden berichtet Chantepie de la Saussaye (a. a. O. I, S. 43).

f) Der Lamaismus in Campichu*).

Klöster. Liegende Buddhahilder. **Einsiedler.**
Festkalender. Unsittlichkeit.

Buch I, cap. 44, Yule I, S. 219 ff.

„Die Bewohner sind Götzendiener, Sarazenen und Christen, und die letzteren haben drei sehr feine Kirchen in der Stadt, während

*) Campichu = Kanchau, Hauptstadt von Kansuh zu M. Polos Zeit. Im Jahre 1208 war Kanchau unter die Herrschaft von Tangut gekommen. (S. oben S. 45.)

die Götzendiener viele Abteien und Klosterkirchen nach ihrer Art haben. In diesen haben sie eine enorme Zahl von Götzenbildern, beides kleine und große, einige von den letzteren gut 10 Schritt lang; einige von ihnen sind aus Holz, andere aus Lehm, und noch andere aus Stein. Sie sind alle fein poliert und dann mit Gold überzogen. Die großen Götzenbilder, von denen ich spreche, sind in liegender Stellung. Und rund herum um sie sind andere Figuren von stattlicher Größe, als ob sie sie anbeten und ihnen Ehrfurcht bezeugen. . . .“

„Ihr müßt wissen, unter den Götzendienern sind eine Anzahl religiöser Einsiedler, welche ein tugendreicheres Leben führen als die übrigen. Sie enthalten sich aller Unzucht, trotzdem sie sie nicht für eine Todsünde halten. Aber wenn jemand gegen die Natur sündigt, verurteilen sie ihn zum Tode. Sie haben einen kirchlichen Kalender wie wir; fünf Tage im Monat beobachten sie besonders, und an diesen fünf Tagen würden sie auf keinen Fall ein Tier schlachten oder Fleischnahrung essen. An diesen Tagen beobachten sie vielmehr noch größere Enthaltsamkeit als sonst.

Unter diesen Leuten mag ein Mann dreißig Frauen nehmen, mehr oder weniger, wenn er das aufwenden kann, indem jeder Frauen hat nach dem Verhältnis seines Vermögens und seines Einkommens; aber die erste Frau wird stets in der höchsten Achtung gehalten. Die Männer statten ihre Frauen mit Vieh, Sklaven und Geld aus, nach ihrem Vermögen. Und wenn ein Mann einer seiner Frauen überdrüssig ist, entläßt er sie und nimmt eine andere. Sie nehmen ihre Cousinen zur Frau und ihres Vaters Witwe (stets des Mannes eigene Mutter ausgenommen), indem sie viele Dinge für kein Unrecht ansehen, welche wir für schwere Sünde halten: und kurz, sie leben wie Tiere.“

Kansuh ist noch heute der Hauptsitz der islamischen Bevölkerung in China, die schon seit dem 8. Jahrhundert dort ansässig ist.

Den Stifter des Buddhismus findet man auf Bildern wie in der Plastik nach den vier Hauptzeitpunkten seines Lebens dargestellt: 1. Çakya bei seiner Geburt; 2. Çakya bei seiner Rückkehr aus der Gebirgseinsamkeit, wo er sich kasteite; 3. Çakya als der unter dem Bodhibaum zur Erleuchtung Gelangte; 4. Çakyas Abscheiden aus diesem Leben oder sein Eingang ins Nirvana. Die Darstellung dieses seines Todes ist hier gemeint, wo von den liegenden Figuren geredet wird. Solche liegenden Buddhafiguren sind in Siam, Burma, Ceylon

sehr zahlreich (siehe K. F. Koeppen, a. a. O. I, S. 509). Bemerkt sei noch, daß im Gebiet des nördlichen Buddhismus der historische Buddha hinter den Bodhisattvas und Dhyani-Buddhas sehr zurücktritt, daß aber auch dort häufig die vier Szenen aus Buddhas Leben, die oben genannt sind, zur Darstellung kommen. Palladius (a. a. O., S. 10) stellt fest, daß der Tempel mit den (3) großen Buddhafiguren in Kanchau, den Marco Polo offenbar im Auge habe, zu dem 1103 durch eine Königin von Tangut erbauten „Kloster des liegenden Buddha“ (Wo-fo-sze) gehört habe.

Es wird in obiger Stelle in bezug auf sexuelle Vergehnungen unterschieden zwischen einfacher Unzucht und widernatürlichen Lastern. Von einfacher Unzucht heißt es, die buddhistischen Einsiedler hielten sie nicht für eine Todsünde. Im altfranzösischen Text des Pauthier (a. a. O. I, S. 167) heißt es: „Il se gardent de luxure, mais ne le tiennent pas à grand peché!“ Der Ausdruck „Todsünde“ ist, ob er nun von Marco Polo selbst stammt oder nicht, eine Anlehnung an die katholische Ethik, in der alle Unzucht zu den sogenannten Todsünden zählt. Dem Buddhismus gilt in seiner Lehre Unzucht auch als schwere Sünde. Das Urteil dieser Einsiedler — falls es richtig übermittelt ist — war eine Anpassung an den meist sehr niedrigen Stand der sittlichen Verhältnisse in den buddhistischen Ländern, soweit sexuelle Fragen in Betracht kommen. Der Buddhismus hat in dieser Hinsicht die von ihm beherrschten Völker nicht erheblich gehoben. Das zeigen ja auch die sonstigen Schilderungen Marco Polos über diese Dinge. Die widernatürliche Unzucht untersteht in der Idee, wenn auch nicht in der Praxis, im Zoroastrismus, Judentum und alten Christentum der Todesstrafe. In Chinas Gesetzgebung findet sich auch heute die Unterscheidung zwischen einfacher Unzucht und widernatürlichen Lastern. Gegenüber vielem laxen Wesen, was ihm auf seinen Reisen begegnet ist, fällt ihm die (von Buddha befohlene) Keuschheit dieser buddhistischen Einsiedler wohltuend auf (siehe E. Westermarck, The origin and development of the moral ideas, London, 1906 u. 8, II, S. 422 ff., 475 f.).

Die Angaben über die heiligen Tage der buddhistischen Mönche (Lamas) schwanken. Hiuen Tsang (a. a. O. I, 6, 208) spricht von sechs, P. S. Pallas (a. a. O. II, 168 f.) von drei, K. F. Koeppen (a. a. O. I, 563 f.) von vier Tagen (siehe dazu Artikel „Fasting“ von J. A. Mac Cullock in E. R. E. V, 764 b). Der Text des Ramusio spricht von „fünf Tagen oder vier Tagen oder drei Tagen.“ Vom

Brahmanismus übernahm der Buddhismus das zweimalige Fasten im Monat, am Vollmond und Neumond. Später entwickelten sich daraus im Lamaismus vier Tage, der 14. und 15. und der 29. und 30. Tag.

Über die Einsiedler ist zu vergleichen, was Marco Polo bei Kaschmir (Buch I, cap. 31, Yule I, S. 166 ff.) über sie sagt (siehe unten Seite 51f.).

Die Schilderung der Eheverhältnisse erinnert an das, was Marco Polo (Buch I, cap. 52, Yule I, S. 252) über die Ehen der Mongolen sagt. Dort kommt auch die Bemerkung vor: „Ein Sohn kann auch des toten Vaters Frauen nehmen, ausgenommen seine eigene Mutter.“ Daß ein Sohn des verstorbenen Vaters Frau nahm, kam vor: so nahm Arghun Khan von Persien seines Vaters Abáka schöne Gattin Bulughan zur Frau, es war bei den Mongolen ein häufiges Ereignis (siehe J. v. Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilkhane, Darmstadt, 1842, 43, I, S. 374; Raschid-ed-din, Histoire des Mongols de la Perse, traduite par M. Quatremère, Paris, 1836, S. 92). Von den Warna, den Wanjoro u. a. Völkern wird das gleiche berichtet, aber auch die Beschränkung, daß die eigene Mutter davon ausgenommen war (E. Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, deutsch von L. Katscher und R. Grazer, Jena, 1893, S. 289 ff.; V. L. Cameron, Acroß Africa, London, 1877, S. 70).

g) Der Buddhismus in Kaschmir*).

Zauberei. Redende Götterbilder. Wetterzauber. Ursprung des Buddhismus. Eremiten. Klöster.

Buch I, cap. 31, Yule I, S. 166 ff.

„Keschimur ist auch eine Provinz, welche von Menschen bewohnt ist, welche Götzendiener sind und eine besondere Sprache haben. Sie haben eine erstaunliche Vertrautheit mit den Teufelskünsten der Zauberei; diese geht soweit, daß sie ihre Götzen zum Sprechen bringen. Sie können durch ihre Zauberei auch Wetteränderungen zustande bringen und Finsternis heraufbeschwören und eine Menge von so außergewöhnlichen Taten hervorbringen, daß niemand sie glauben würde, der sie nicht gesehen hat. Dies Land ist in der Tat die ursprüngliche Quelle, von der aus sich der Götzendiffusus weithin verbreitet hat. . . .“

„In diesem Lande gibt es Eremiten (nach der Art dieser Länder), welche in der Einsamkeit leben und in Essen und Trinken große Enthaltsamkeit beweisen. Sie leben in strenger Keuschheit und ent-

* Marco Polo sagt: Keschimur. Plano Carpini: Casmir (§ 708).

halten sich aller Sünden, die in ihrem Gesetz verboten sind, so daß sie in ihrem eigenen Volk für wahrhaft heilige Menschen angesehen werden. Sie werden sehr alt. Da gibt es auch eine große Zahl von götzendienerischen Abteien und Klöstern. [Die Leute der Provinz töten keine Tiere, noch vergießen sie Blut; wenn sie Fleisch essen wollen, so lassen sie die Sarazenen, welche unter ihnen wohnen, den Schlächter spielen.]“

Dieser ganze Abschnitt klingt so, als berichtete Marco Polo hier nur, was er von andern gehört hat, ohne eigene Kenntnis des Landes. Schon in dem diesem Kapitel vorangehenden Abschnitt, der von der Paschai-Landschaft (der Gegend südlich vom Hindukusch, von Chitrál zum Indus) handelt (Buch I, cap. 30, Yule I, S. 164), drückt er sich so allgemein aus, wie man es überall da bei ihm feststellen kann, wo er aus den Mitteilungen anderer schöpft. Er sagt dort: „(Die Leute) sind Götzendiener, von brauner Farbe. Sie sind sehr geschickt in Zauberei und den teuflischen Künsten.“ Die Feststellungen H. Yules (Marco Polo I, S. 108) über den Reiseweg Marco Polos zeigen, daß er in der Tat diese beiden Länder nicht selbst kennen gelernt hat. Wohl aber hat er Zauberer aus Kaschmir an Kublais Hof kennen und bewundern gelernt (s. oben S. 34 und 37 zu Buch I, cap. 61, Yule I, S. 300 f.). Diese Bewunderung kommt hier zum Ausdruck, wo er von ihrer Heimat spricht.

Daß Kaschmir die ursprüngliche Quelle sei, von wo aus sich der Buddhismus weithin verbreitet habe, ist unrichtig. Richtig aber ist, daß Kaschmir in der Geschichte des Buddhismus Bedeutung gehabt hat. Hier fand unter Kanischka, dem König des indisch-skythischen Reiches, ein großes buddhistisches Konzil statt, das für die Ausprägung des Mahayana-Buddhismus von großer Bedeutung war *). Von Kaschmir aus wurde Tibet, Bactrien, Kabul und Kandahar dem Buddhismus gewonnen. Und als im 9. Jahrhundert der Kampf Langdarmas (900 ermordet) in Tibet gegen den Buddhismus getötet hatte, kamen wieder von Kaschmir Kräfte zur Neubelebung des Bud-

*) Die Datierung des Königs Kanischka, der in der Geschichte des Buddhismus eine so wichtige Stellung einnimmt, ist sehr strittig, und damit auch die des genannten, zu Jālandhara abgehaltenen Konzils. Die neueren Untersuchungen darüber sind zu Resultaten gekommen, die Jahrhunderte weit auseinandergehen (siehe: H. Oldenberg, Zwei Aufsätze zur altindischen Chronologie und Literaturgeschichte, Nachr. d. Gött. Gel. W. 1911, 427 ff.; H. Oldenberg im Archiv für Religionsw. 1914 (Bd. 17), S. 650 ff., Bericht über die die Ära des Kanischka behandelnden Arbeiten. R. Garbe, Indien und das Christentum (Tübingen 1914, S. 23) setzt das Konzil um das Jahr 100 n. Chr.).

dhismus nach Tibet (K. F. Koeppen, a. a. O., II, S. 12 f., 78; W. Wasiljew, a. a. O., I, S. 44).

H. Yule (Marco Polo I, S. 168) macht darauf aufmerksam, daß zu Marco Polos Zeit die Blüteperiode des Buddhismus in Kaschmir schon vorüber war. Der Islam begann schon im 11. Jahrhundert den Buddhismus allmählich erfolgreich zurückzudrängen. Der erste mohammedanische König in Kaschmir war Schams-ud-din (gestorben 1294). Das bestätigt die obige Feststellung, daß Marco Polo über dies Land nur vom Hörensagen berichtet. Man hatte ihm die Glanzpunkte der Geschichte herausgehoben.

Daß in Kaschmir Beschwörungen und Zauberkünste sehr stark geübt wurden, wird mannigfach bestätigt. Hiuen Tsang sagt von den Bewohnern: „Die Kenntnis magischer Formeln ist bei ihnen ein richtiger, berufsmäßiger Geschäftsbetrieb geworden“ (Julien (Stanislas), Voyages des Pélérins bouddhistes, Paris, 1857, II, 131 f.). So nennt auch der Historiker Firischtah (M. K. Firischtah, History of the Rise of the Mohammedan Power in India, transl. by John Briggs, London, 1829, I, S. 219) Kaschmir die „Quelle magischen Aberglaubens“. Indische Zauberei ist je und je berühmt gewesen. Im Buddhismus entstand im Tantra-System eine Zauberlehre aus einer Vermischung mystischer, der Jôga-Lehre entlehnter Religiosität mit civaitischen Einflüssen. Der begründende scholastische Systematiker dieser Jôgâtschara-Schule ist Aryasamgha oder Asanga Bodhisattva, der um 550 n. Chr. im Reiche Gandhâra gelebt haben soll. Bei den Schilderungen Marco Polos, die sich an seinen Erlebnissen an Kublais Hof orientieren, handelt es sich vor allem um den über Kaschmir nach Tibet gekommenen Buddhismus, den Lamaismus. Auch in Tibet gab es in der vorbuddhistischen Zeit schamanistische Zauberer. Die hat der Lamaismus in sich aufgenommen. Die Zauberer des Lamaismus leben mit in den Klöstern, wohnen aber getrennt von den übrigen Mönchen. Sie dürfen heiraten. Sie heißen Tschoß ss Kjong (Tschoitschong), d. h. Beschützer des Gesetzes, Tsikan, auch Ngagpa. Sie wurden besonders ausgebildet, z. B. im Kloster Garmakhyá in Lhassa. Die Zauberbücher sind die Tantra Sabâhupariprichhâ und die Lamrim von Tsongkhapa. Man erlangt durch sie die Kunst, Geister zu beschwören, Krankheiten zu bannen, langes Leben, die Kraft, Lebenswasser zu vermitteln, die Fähigkeit, verborgene Schätze zu entdecken, Erde in Gold zu verwandeln usw. Diese Zauberer übten auch gewöhnliche Taschen-

spielerkunststücke aus, wie Feuerspeien, Säbelschlucken usw. (siehe E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet, London und Leipzig, 1863, S. 243 ff., 264 ff., 290 ff.; K. F. Koeppen, a. a. O., II, 30 ff.; L. A. Waddell, The Buddhism of Tibet, London, 1895, S. 387 ff., 450—500).

Redende Götterfiguren werden von Marco Polo nur hier erwähnt. Redende Bäume werden in den Alexandersagen erwähnt. Im vorderasiatisch-europäischen Altertum werden häufig sprechende und auch flammenspeiende Götterfiguren erwähnt (s. H. Holtzmann, (W. Bauer), Handkommentar zum Neuen Testament, 4, Tübingen, 1908, 3. Aufl., S. 471 zu Apoc. Joh. 13, 15; F. Cumont, Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra, I, Introduction, Brüssel, 1899, S. 81; H. Weinel, Wirkungen des Geistes und der Geister, Freiburg, 1899, S. 10 ff.; Hippolyt, Philos IV, 4 ff.; Athanadoras, Leg. 23, 116; 26, 136, 140; Recogn. 3, 47; Sueton, Caligula, cap. 22; Evangelium Inf. Arabicum, cap. 10).

Die ersten buddhistischen Mönche lebten die längste Zeit des Jahres sämtlich als wandernde Bettelmönche. Nur für eine bestimmte Frist, während der Zeit, da in der indischen Natur neues Leben keimte und sproßte, vereinigten sie sich, um kein Lebewesen zu gefährden, in Raststätten. Aus diesen entstanden die Klöster. Aus der Zahl der Ernstreligiösen sonderten sich dann in der Folge wieder Einsiedler ab, die unter großen Entbehrungen lebten und sich oft qualvolle Kasteiungen (z. B. Lebendig-Eingemauertwerden) auf erlebten. In Tibet heißen sie Gal po, Abgeschiedene, b Dag ss rung, Sich-selbst-Hütende, Ri khrod pa, Bergbewohner, mongolisch: Dajantschi (siehe K. F. Koeppen, a. a. O., I, S. 350 ff.; Sven Hedin, Transimalaja, Leipzig, 1909, I, S. 312 ff., 395 ff.). Von Eremiten des Lamaismus ist schon bei Kanschau die Rede gewesen (siehe oben S. 49 f. zu Buch I, cap. 44, Yule I, S. 219 ff.).

Im ursprünglichen Buddhismus ist das Töten von Tieren verboten, nicht aber das Essen von Fleisch, dessen Genuss Buddha selbst sich nicht versagt hat. Eine ähnliche Notiz über Mohammedaner als Schlächter in Indien (Maabar) bringt Marco Polo (Buch III, cap. 17 bis 20, Yule II, S. 339 ff., s. u. S. 86).

h) Der Buddhismus in Japan (Chipangu).
Götterbilder mit Tierköpfen. Götter mit vielen Köpfen und Händen. Kannibalismus.

Buch III, cap. 4, Yule II, S. 263 f.

„Man muß wissen, daß die Götzenbilder von Cathay (Nordchina) und von Manzi (Südchina) und von dieser Insel alle von der-

selben Art sind. Und sowohl auf dieser Insel als auch anderswo gibt es einige Götzen, welche den Kopf einer Kuh haben, andere, welche den Kopf eines Schweines, andere den eines Hundes, andere den eines Schafes und andere noch verschiedenartigere haben. Und manche von ihnen haben vier Köpfe, während andere drei haben, indem noch aus jeder Schulter einer herauswächst. Da sind auch manche, die vier Hände haben, andere zehn, andere tausend. Und sie schenken den Götzen, die tausend Hände haben, mehr Vertrauen als irgendeinem von den andern. Und wenn ein Christ sie fragt, warum sie ihre Götzen in so verschiedenartigen Gestalten darstellen und nicht alle in gleicher Gestalt, so antworten sie, daß ihre Vorfahren sie gerade so herzustellen beliebt hätten, und daß sie sie ihren Kindern auch so hinterlassen wollten, und diese wieder späteren Geschlechtern. Und so wird es für ewige Zeiten überliefert werden. Und man muß bedenken, daß die diesen Götzen zugeschriebenen Taten solch eine Fülle von Scheußlichkeiten sind, daß es am besten ist, sie nicht zu erzählen.

Aber ich muß noch eine andere Sache, die diese Insel betrifft (und es ist dasselbe mit den andern indischen Inseln) erzählen, daß, wenn die Bewohner einen Feind gefangen nehmen, der kein Lösegeld bezahlen kann, der, der den Gefangenen in Händen hat, alle seine Freunde und Verwandten einlädt, und sie töten den Gefangenen und kochen ihn dann und essen ihn, und sie sagen, daß kein Fleisch in der Welt so gut ist.“

Marco Polo hat schon vorher (Buch III, cap. 2, Yule II, S. 253) von den Japanern berichtet: „Die Leute sind weiß, zivilisiert und von guten Sitten. Sie sind Götzendiener und von niemand abhängig.“

Nachdem Marco Polo die Schilderung Japans beendigt hat, spricht er von dem „Meer von China“, dem chinesischen Meer, das eine Unzahl Inseln berge, die aber schwer zu erreichen seien. Bei diesen Inseln hat man wohl zu denken an die Riu-kiu-Inseln, Formosa, die Philippinen und einige der Sunda-Inseln. Nach der oben verzeichneten Bemerkung: „es ist dasselbe mit den andern indischen Inseln“, rechnet Marco Polo auch Japan, das er als eine einzige Insel ansieht, zu den „indischen Inseln“. Von diesen Inseln heißt es dann: „Überdies war Messer Marco Polo niemals dort“ (Buch III, cap. 4 Yule II, S. 265). Ob diese Bemerkung auch auf Japan Bezug hat, ist nicht ganz klar, aber nach dem Zusammenhang sehr wahrscheinlich. Tatsache ist jedenfalls, daß Marco Polo in Japan nicht gewesen

ist *). Kublai lag in langen Kämpfen mit Japan. Alle seine Versuche, es zu erobern, scheiterten, was Marco Polo (Buch III, cap. 2, S. 253 ff.) selbst erzählt.

So handelt es sich wieder nur um Schilderungen nach Hörensagen. Daß sie das sind, darüber läßt auch schon der Inhalt keinen Zweifel. Die Wirklichkeit des damaligen Bestandes des religiösen Lebens Japans ist daraus nicht zu erkennen. Wohl sind solche Götterfiguren, wie Marco Polo sie schildert, in Japan zu finden: die Kwannon mit fünfundzwanzig Oberleibern und je vierzig Händen, die sogenannte senju-Kwannon (d. h. tausendhändige Kwannon), die Kwannon mit Pferdekopf, Aizen-Myōō mit der Löwenmaske, Gozū-tenno, der Himmelskönig mit dem Ochsenhaupt, auch Götter mit vielen Häuptern. Aber das sind keine Dinge, die für Japan charakteristisch sind, sondern die Japan vom festländischen Buddhismus übernommen hat. Daher paßt die Schilderung ebensogut auf den letzteren, am besten auf den Marco Polo am genauesten bekannten Lamaismus, in dem derartige entartete Götterfiguren so häufig sind. Vom Schinto ist gar nicht die Rede.

Die ganze Schilderung, auch die Andeutung über die Scheußlichkeiten der Götter, ist so allgemein und verschwommen, wie überall da, wo Marco Polo ohne eigene klare Vorstellung nach den Berichten Fremder erzählt. Daher ist ein weiteres Eingehen auf die Einzelheiten zwecklos.

Was den den Japanern vorgeworfenen Kannibalismus anlangt, der so garnicht mit des Marco Polo eigenem Zeugnis über die Japaner, daß sie „zivilisiert und von guten Sitten“ seien, übereinstimmt, zumal ihnen die roheste Form des Kannibalismus vorgeworfen wird, der hier, losgelöst von religiösen Ideen, als reine Sinnenlust am Menschenfleisch als Nahrung auftritt, so sind außer Spuren vorgeschichtlichen Kannibalismus der Ureinwohner, der Ainos, Nachrichten über Kannibalismus der Japaner nicht bekannt (siehe B. H. Chamberlain, *Things Japanese*, London-Yokohama, 1891, S. 24; H. v. Siebold, *Notes on Japanese Archaeology*, Yokohama, 1879, S. 14; E. S. Morse, *Evidences of Cannibalism in a nation before the Ainos in Japan*, Tokio-Times, 1879, 18. Januar; Artikel „Cannibalism“ von J. A. Mac Cullock in E. R. E. III, 206 b). In der Zeit Marco Polos hat es in Japan bestimmt keinen Kannibalismus ge-

^{*}) Edv. Lehmann (R. E.³, 24, Artikel „Religionsgeschichte“, S. 398) hat Unrecht, wenn er es behauptet.

geben. Da er Japan zu den indischen Inseln zählt, so ist die Notiz vielleicht veranlaßt durch den Bericht über den Kannibalismus auf Sumatra (Buch III, cap. 9 und 10, Yule II, S. 284 ff.). Oder es handelt sich um nebelhafte Gerüchte über die Sitten der Bewohner Formosas, wo bis heute noch Kannibalismus vorkommt. Schließlich sei auch die Meinung von Ed. Fraissinet (Le Japon, Paris, 1864, I, S. 32) berücksichtigt, der meint, daß dies Gerücht über die Japaner entstanden sei aus der Kunde über die Sitte der Japaner, beim Tode der Fürsten Vasallen und Sklaven lebendig mit zu begraben. Es ist aber auch möglich, daß H. Haas (Geschichte des Christentums in Japan, Tokio, 1902, I, S. 7) recht hat mit seiner Vermutung, daß es sich um eine böswillige Verleumdung der Japaner durch die über ihre Mißerfolge in Japan erzürnten Mongolen handelt, die Marco Polo ohne böse Absicht weitergegeben hat.

i) Das Buddhistenkloster auf der goldenen Insel
im Yangt-sé.

Buch II, cap. 72, Yule II, S. 175.

„Gerade gegenüber der Stadt Caiju (Kwachau), in der Mitte des Flusses, liegt ein Felseneiland, auf dem befindet sich ein Götzenkloster, das ungefähr 200 götzendienerische Mönche birgt und eine ungeheure Menge von Götzenbildern. Und dies Kloster hat, entsprechend dem Sitz eines Erzbischofs bei den Christen, die Macht über eine Anzahl anderer Götzenklöster.“

Dies Kloster auf der goldenen Insel war sehr berühmt. Es enthielt eine große Bibliothek. Im Jahre 1860 ist es im Taiping-Aufstande zerstört worden (siehe S. W. Williams, a. a. O. I, 84, 86).

k) Die prunkvollen Pagoden (Königsgrab) in Burma.

Buch II, cap. 54, Yule II, S. 109 f.

In der Hauptstadt Amien der Provinz Mien (= Burma) „ist eine Sache, so reich und selten, daß ich euch von ihr erzählen muß. Seht, da war in früheren Tagen ein reicher und mächtiger König in dieser Stadt, und als sein Tod nahte, befahl er, daß man an seinem Grabe zwei Türme errichten sollte (einen an jedem Ende), einen von Gold und den andern von Silber in der Weise, wie ich es euch beschreiben werde. Die Türme sind aus feinem Stein gebaut; und dann ist der eine einen guten Finger dick mit Gold belegt, so daß der Turm aussieht, als sei er massiv von Gold, und der andere ist in gleicher

Weise mit Silber gedeckt, so daß es aussieht, als sei alles aus massivem Silber. Jeder Turm ist gut zehn Schritt hoch und entsprechend breit. Der obere Teil dieser Türme ist rund und rundherum mit Glocken besetzt, das Dach des Goldturmes mit vergoldeten und das des Silberturmes mit versilberten Glocken, so daß, wenn der Wind zwischen diesen Glocken hindurchbläst, sie klingen. [Das Grab war in gleicher Weise zum Teil mit Gold, zum Teil mit Silber plattierte.] Der König ließ diese Türme errichten zum Gedächtnis an seine Macht und zum Besten seiner Seele.“

Als nun des Großen Khans Heere das Land erobert hatten, fragte man den Khan, was mit den beiden Türmen geschehen solle. „Und da der Große Khan wohl wußte, daß der König diese Türme zum Besten seiner Seele hatte errichten lassen und um sein Gedächtnis nach dem Tode zu erhalten, sagte er, sie sollten nicht angestastet werden, sondern er wolle sie so belassen haben, wie sie waren. Und das ist weiter kein Wunder, denn man muß wissen, daß kein Mongole in der Welt, wenn er es vermeiden kann, Hand anlegen wird an etwas, was zum Tode in Beziehung steht.“

Die Geschichte der Eroberung Burmas wird von Marco Polo in wunderbarer Ausschmückung erzählt: einige Taschenspieler hätten sie in Kublais Auftrag mit einem Heere ausgeführt. Auch ist der Name der Hauptstadt (Amien = Mien) nicht feststellbar. Die damalige Hauptstadt war Pagán. Endlich klingt die Geschichte der beiden Türme sehr phantastisch.

Nachweisbar ist folgendes: Im Jahre 1274 hat der König in Pagán eine Pagode errichten lassen, genannt Mengala-dzedi (Mangala Chaitya). In dieser Pagode waren außer heiligen Reliquien goldene Figuren der Schüler Buddhas, goldene Modelle der heiligen Stätten, goldene Standbilder der 51 Vorfahren des Königs und goldene Standbilder des Königs selbst und seiner Familie aufgestellt.

Nimmt man nun an, was aus der phantastischen Art der Erzählung wohl geschlossen werden kann, daß Marco Polo alles Obige wieder nur nach Hörensagen erzählt, so ist der Schluß berechtigt, daß sich aus den oben als nachweisbar angeführten Tatsachen das, was Marco Polo erzählt, durch mündliche Vergrößerung entwickelt hat. Möglich ist ja, daß der König von Pagán nahe bei seiner Pagode begraben sein wollte. Im allgemeinen errichtet man Pagoden nur über den Reliquien von Heiligen. Doch kommt auch die Errichtung von Pagoden über Gräbern vor. Aber es heißt den auf Hörensagen

beruhenden fabelhaften Bericht Marco Polos pressen, wollte man überhaupt die Frage prüfen, ob diese Pagode eine solche für die Leiche des Königs bestimmte war. Minutiöse Exegese wäre hier nur irreführend (siehe W. Milne, Life in China, London, 1857, S. 288, 450; F. Mason, Burma, 2. Aufl. von W. Theobald, Hertford, 1882/3, S. 26; im Journ. As.-Soc. of Bengal, 1) IV, Calcutta, 1835, H. Bourney, Notice of Pagan, the ancient Capital of the Burmese Empire, S. 401; 2) V, Calcutta, 1836, H. Bourney, Discovery of Buddhist Images with Devanágari Inscriptions at Tagoung, the Ancient Capital of the Burmese Empire, S. 164; 3) VI, Calcutta, 1837, R. Boilean Pemberton, Abstract of the journal of a Route, travelled by Capt. S. F. Hounay from the capital of Ava to the Amber Mines of the Húkong valley on the South-east frontier of Anam, S. 251; 4) XXXVII, Calcutta, 1869, A. Phayre, On the History of Burma Race, S. 101; H. Yule, Marco Polo II, S. 114).

I) Überblick über den von Marco Polo über den Buddhismus gebotenen religionsgeschichtlichen Stoff.

Die Entstehung des Buddhismus schildert Marco Polo in der ganz vorzüglich und vorurteilslos wiedergegebenen Lebensbeschreibung Buddhas. Von den Lehren des Buddhismus berücksichtigt er nur die Seelenwanderungslehre in ihrer populären Form. Über die Ausbreitung des Buddhismus ergibt sich, soweit Marco Polos Nachrichten als zuverlässig erfunden sind, daß der Lamaismus in Tibet, in Westchina und besonders am Hofe Kublais eine herrschende Stellung einnahm, daß er die Mongolen, die in China eindrangen, zu sich herüberzog. Der Buddhismus wird noch berücksichtigt in Japan, vom chinesischen Buddhismus wird nur ein Kloster im Yangt-se erwähnt, der südliche Buddhismus findet in Burma und Ceylon Berücksichtigung. Was vom Buddhismus Kaschmirs gesagt wird, erweist sich als unzuverlässig, soweit die große Macht des dortigen Buddhismus faktisch nicht mehr bestand. Aber abgesehen davon erscheint der Buddhismus in den übrigen geschilderten Ländern als eine große Macht, der sich sogar Kublai beugt, der der König von Burma eine glänzende Pagode errichtet, die eine ungeheure Zahl von Mönchen in großen Klöstern, die viele Tempel besitzt, deren Organisation äußerlich wohlgeordnet ist und die ein prunkvolles kirchliches Gepränge entfaltet.

In seiner Stellung als Staatsreligion an Kublais Hof sieht der

Lamaismus sich zu Zugeständnissen genötigt an den Kaiserkult, in seiner Stellung als Volksreligion zu Zugeständnissen an die alten, fortlebenden Volksreligionen in blutigen Opfern für die alten, „falschen“ Götter.

Diese Zugeständnisse sind stillschweigend geschehen als natürliche Folge der schnellen Gewinnung großer Massen von Menschen, die niederen Religionsformen huldigten. Man sieht auf der anderen Seite, daß diese Gewinnung um so leichter geschehen konnte, als das religiöse Leben im Lamaismus nicht auf einer einen zu hohen Abstand bildenden Höhe stand. So hat sich das religiöse Leben ergeben, das der von Marco Polo geschilderte Buddhismus zeigt: schon bald nach seiner ersten reinen Entfaltung durch Bilderkult und Reliquienverehrung entstellt, sogar im Buddhismus Ceylons und Burmas, war er so volkstümlich geworden, daß die Könige und die Masse der Völker seine heiligen Güter begehrten; große Scharen wallfahren zu den heiligen Stätten, Kublai wendet Schätze auf, um Reliquien zu erhalten. In Kaschmir kommt das Zaubersystem hinzu, das in Tibet vollendet wird und nicht wenig dazu beiträgt, die Völker anzuziehen, auch wenn der Buddhismus dadurch zu den schamanistischen Religionsformen herabgezogen wird. Nicht die wertvollsten religiösen Ideen des Buddhismus, sondern diese niederen Bestandteile erscheinen neben seinem hierarchischen Gepränge als das, was die, die ihm anhängen, schätzen.

An sittlichen Wirkungen tritt in klarer Weise nur die Umwandlung Kublais und der Mongolen aus kaltherziger Abweisung gegenüber allem Elend zu großartiger Übung der Barmherzigkeit hervor. Daneben erscheint der Stand der Sittlichkeit zum Teil sehr niedrig, wie Marco Polo einmal sagt: sie leben wie Tiere in Unzucht (in Kanschau). Kannibalismus wird sogar von den Lamas geübt. Daß er den Japanern nachgesagt wird, zeigt, daß er auch sonst nicht so ungewöhnlich war. Die äußere Unreinigkeit der Priester ist hier ein Zeichen inneren Tiefstandes. Von einer solchen Priesterschaft konnten unmöglich tiefgreifende Bewegungen sittlicher Veredlung ausgehen.

Doch scheiden sich deutlich von dieser Masse die tiefsten Priester, die ihr Leben in großer Reinheit nach dem von Marco Polo bewunderten Vorbilde Buddhas führen und sich teilweise sogar in ganzer Weltflucht nur der Rettung ihrer Seelen weihen. Deren Leben wird seine Wirkung nicht verfehlt haben.

§ 2.

Die ursprüngliche Religion der Mongolen.

a) Ihre Götter und deren Kultus.

Buch I, cap. 53, Yule I, S. 256 ff.

„Das ist die Form ihrer Religion. [Sie sagen, es gibt einen höchsten Gott, den Himmelsgott, dem sie täglich mit Rauchfaß und Weihrauch Verehrung erweisen. Aber sie beten zu ihm nur um Gesundheit für Geist und Leib. Aber] sie haben [auch] einen [andern] Gott, Natigai genannt, und sie sagen, er sei der Gott der Erde, welcher über ihre Kinder, ihr Vieh und ihre Ernten wacht. Sie erweisen ihm große Anbetung und Verehrung, und jedermann hat eine Figur von ihm in seinem Hause, aus Filz und Zeug gemacht; in derselben Weise machen sie auch Figuren von seiner Frau und ihren Kindern. Die Frau stellen sie an seine linke Seite und die Kinder vor ihn. Und wenn sie essen, nehmen sie das Fett des Fleisches und schmieren dem Gott und seiner Frau und seinen Kindern den Mund damit ein. Dann nehmen sie die Fleischbrühe und sprengen sie vor die Haustür; so, meinen sie, haben ihr Gott und seine Familie ihr Teil an der Mahlzeit gehabt.“

Zur Wertung dieser Stelle ist zunächst heranzuziehen, was Marco Polo Buch I, cap. 54 (Yule I, S. 263) über die Mongolen sagt: „Alles, was ich bisher erzählt habe, gilt von den Sitten und Gewohnheiten der ursprünglichen Mongolen. Aber ich muß hinzufügen, daß sie jetzt sehr entartet sind. Denn die, welche sich in Cathay (Nordchina) festgesetzt haben, haben die Sitten der Götzendiener dieses Landes angenommen und haben ihre eigenen Gewohnheiten verlassen; während diejenigen, welche sich im Morgenlande angesiedelt haben, die Sitten der Sarazenen angenommen haben.“

Daß diese Bemerkung richtig ist, wurde schon oben (S. 33) erwähnt (siehe H. H. Howorth, a. a. O. III, S. 387; P. Kennedy, A History of the Great Moghuls, Calcutta, 1905 u. 11, I, S. 57). In China wandten sich die Mongolen zum großen Teil dem Lamaismus, in Zentral- und Vorderasien dem Mohammedanismus zu.

Erhalten blieb die ursprüngliche Mongolen-Religion in Sibirien. Von dieser berichtet Marco Polo Buch IV, cap. 20 (Yule II, S. 479). Dort erzählt er von einem König Conchi. Es gibt zwei Mongolenfürsten dieses Namens (Kuwinjes oder Kaunchis); der eine hatte ein Reich nördlich vom Kaspischen Meer, der andere in Sibirien. Die

Schilderung der religiösen Verhältnisse paßt auf ganz Sibirien, den Norden und den Süden. Sie lautet wie folgt:

„Ihr müßt wissen, daß im fernen Norden ein König lebt, Conchi genannt. Er ist ein Tartar, und alle seine Leute sind Tartaren und sie bewahren die echte Tartaren-Religion. Sie ist sehr roh, aber sie bewahren sie, genau wie Chinghiz-Khan und die echten Tartaren es taten, so will ich einiges von ihr erzählen.“

Ihr müßt wissen, daß sie sich einen Gott aus Filz machen und ihn Natigai nennen; und sie machen ihm auch eine Frau; und dann sagen sie, daß diese beiden Gottheiten die Götter der Erde sind, welche ihr Vieh und ihr Getreide und alle ihre irdischen Güter beschützen. Sie beten zu diesen Figuren, und wenn sie ein gutes Mahl genießen, so reiben sie ihren Göttern mit dem Fleisch den Mund und machen viele andere törichte Sachen.“

Die beiden Berichte stimmen dann überein, wenn man bei der ersten Stelle den kürzeren Text, ohne die Klammern, liest. Doch ist der erweiterte Text, einschließlich des Eingeklammerten, sinngemäß und glaubhaft. Er deckt sich mit dem, was Plano Carpini über die Religion der Mongolen schreibt: „Sie glauben an Einen Gott, den Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren und unsichtbaren, und den Verteiler von Glück und Unglück in der Welt; aber sie verehren ihn nicht mit Bitt- und Dankgebeten oder irgendeiner Art von Kultus. Dabei haben sie aber gewisse Götzen aus Filz, denen sie ein menschliches Gesicht geben. Sie haben unterhalb des Gesichts etwas wie Brustwarzen. Diese stellen sie an jede Seite der Tür. Sie glauben, daß sie die Beschützer der Herden sind, von denen sie die Wohltaten der Milch und der Vermehrung (der Schafe) haben. Andere stellen sie aus Stücken Seide her, und diese sind hochgeehrt, . . . und wenn sie zu essen und zu trinken beginnen, so bieten sie zuerst diesen Götzenbildern einen Teil ihrer Speisen und Getränke an . . . Sie legen großes Gewicht auf Beschwörungen, Vorzeichen, Wahrsagen, Zaubereien und Besprechungen. Und wenn der Teufel ihnen antwortet, so glauben sie, daß Gott zu ihnen gesprochen hat. Und sie nennen diesen Gott Itoga, aber die Comanen nennen ihn Kam. Und sie fürchten und verehren ihn sehr eifrig und bringen ihm viele Opfer dar und die Erstlinge ihrer Speisen und Getränke; und sie tun alles, was er in seiner Antwort befiehlt“ (618 ff.; 626).

W. Ruysbroek gibt folgende Schilderung über die Religion der Mongolen: „Und über dem Haupt des Herrn (des Hauses) ist stets

eine Figur aus Filz, gleich einer Puppe oder Statue, welche sie den Bruder des Herrn nennen; eine andere ähnliche ist über dem Haupt der Frau, welche sie den Bruder der Hausfrau nennen, und sie sind an der Wand befestigt; und höher, zwischen den beiden, ist eine kleine, dünne (Figur), welche . . . der Wächter der ganzen Wohnung ist . . . An der einen Seite der Tür ist eine weitere Figur, mit einer Kuhzitze für die Frau, welche die Kuh melkt; denn es ist ein Teil der Pflicht der Frau, die Kuh zu melken. An der andern Seite der Tür, in der Nähe der Männer, ist eine andere Figur mit einer Stutenzitze für den Mann, der die Stuten melkt. Und wenn sie zum Trinken zusammengekommen sind, besprengen sie zuerst mit Getränk die Figur, die über dem Haupt des Hausherrn ist, darauf die andern Figuren der Reihe nach“ (siehe W. W. Rockhill, a. a. O., S. 58 f., § 223 f.).

Die obersten Gottheiten der Mongolen, von denen eine große Zahl gedacht und verehrt wurde, wurden zusammengefaßt unter dem Namen des Himmels, bald pluralisch „Die Himmel“, bald singularisch: Tengri, tegri, tiger, tangara. Tatsächlich wurde zum Teil diese obere Götterwelt als eine große einheitliche Macht gedacht, etwa in Formeln wie: „durch die Gewalt des ewigen Himmels“, „Himmel, du weißt“, „Himmel, du sei Richter“ usw. Daher erklären sich die obigen Erzählungen von einer Himmelsgottheit (siehe D. Klementz, Artikel Buriats in E. R. E. III, 2 ff.).

Einer der vielen niederen Götter der Mongolen war der von Marco Polo genannte Natigai, der, sicher infolge einer schlechten Interpolation, später noch einmal (Buch II, cap. 34, Yule I, S. 456) als Erdgott der Chinesen auftaucht (s. unten S. 66). Der Itoga bei Plano Carpini, sowie der in neuerer Zeit bei den Buraeten bezeugte Gott Nongait (Nogait, Ongot, Ongotai) sind wohl mit dem Nagitai Marco Polos identisch. Erwähnt sei noch, daß sich bei den Buraeten noch ein androgyner Gott mit dem Namen Immegiljin findet, der so nachgebildet wird, wie Marco Polo seine Gottheit schildert.

b) Tötung von Menschen bei Fürstenbegräbnissen.

Buch I, cap. 51, Yule I, S. 246.

„Laßt mich euch noch eine andere sonderbare Sache erzählen. Wenn sie den Leichnam eines Kaisers hinaustragen, daß er mit den andern begraben werde, so überliefert das Gefolge, das mit der Leiche mitgeht, alle, denen man auf dem Wege begegnet, dem

Schwert, indem sie sagen: „Geht und wartet auf euren Herrn in der andern Welt.“ Denn sie glauben wirklich, daß alle die, welche sie in dieser Weise töten, hingehen, um in der andern Welt ihrem Herrn zu dienen. Sie tun dasselbe auch mit Pferden; denn wenn der Kaiser stirbt, töten sie alle seine besten Pferde zu dem Zweck, daß er sie in der andern Welt zur Verfügung habe, wie sie glauben. Und ich erzähle auch als verbürgt wahr, daß, als Mangu-Khan starb, mehr als 20 000 Personen, welche dem Leichenzuge zufällig begegneten, in der von mir berichteten Weise ermordet worden sind.“

Das Mitgeben von lebenden Menschen in den Tod bei Fürstengräbnissen war in ganz Ostasien und auch sonst weit verbreitet. In China hat es der Kaiser Kanghi im Jahre 1718 verboten. Aber das freiwillige Mitgehen in den Tod von Frauen und Dienern und Vasallen ward nicht gehindert. Ein solch freiwilliges Sichtöten von Vasallen berichtet Marco Polo aus Indien (Maabar; Buch III, cap. 17, Yule II, S. 341, s. u. S. 85). Den Ersatz für die Mitgabe lebender Wesen bildeten in China die heute dort noch üblichen, bei allen Begräbnissen verwandten Papierfiguren. In Japan, wo die Unsitte früher auch geherrscht hat, wurden Tonfiguren als Ersatz eingeführt, die man heute noch in vielen alten Gräbern findet. Ein Überbleibsel der Pferdemitgabe und damit ein Hinweis, daß auch bei uns der Brauch bekannt war, ist die Sitte, hinter dem Katafalk eines Fürsten oder Generals dessen gesatteltes Pferd im Leichenzuge mitzuführen. Daß bei Chinghiz-Khans Begräbnis ein großes Schlachten stattgefunden hat, wird bei Raschid-ed-din bezeugt (siehe Palladius, a. a. O., S. 13; J. J. M. de Groot, The religious System of China, Leyden 1892—1910, II, cap. IX, S. 721 ff., 698 ff.; C. D. Ohsson, a. a. O. I, 381; II, 13; H. Yule, Cathay, 507 f.; E. B. Tylor, Primitive Culture, London, 1871, 2 Bde., I, 414, 433 ff.).

c) Ehen zwischen Toten.

Buch I, cap. 55, Yule I, S. 267.

„Sie (die Mongolen) haben noch eine andere erwähnenswerte Sitte, nämlich diese. Wenn Leute eine Tochter haben, die vor der Heirat stirbt, und andere Leute haben einen Sohn, der auch vor der Hochzeit stirbt, so veranstalten die Eltern der beiden eine große Hochzeit zwischen dem toten Jüngling und dem toten Mädchen. Und sie verheiraten sie, indem sie einen regulären Kontrakt machen. Und wenn die Kontraktpapiere fertiggestellt sind, werfen sie sie ins Feuer, zu dem Zwecke, daß (wie sie es haben wollen) die Betreffen-

den in der andern Welt die Tatsache erfahren, und so einander als Mann und Frau ansehen. Und die Eltern sehen sich von da an gegenseitig als Verwandte an, genau so, als ob ihre Kinder lebten und verheiratet wären. Was auch immer zwischen den Parteien als Mitgift verabredet worden ist, so lassen die, welche sie zu zahlen haben, diese Dinge auf Papierstücke malen und werfen sie dann in das Feuer, indem sie sagen, daß auf diese Weise der Tote alle die wirklichen Gegenstände in der andern Welt erlangen wird.“

Diese Sitte, die Marco Polo als bei den Mongolen geübt schildert, ist auch sonst als bei den Mongolen und den Chinesen geübt, bezeugt (siehe M. F. Navarete, An Account of the Empire of China, in Awnham and Churchills Collection of voyages and Travels I, S. 69; J. J. M. de Groot, a. a. O. II, S. 800 ff.; W. Marsden, The travels of Marco Polo, London, 1818, S. 219).

d) Opferbräuche und Aberglauben.

Hier ist noch zu erinnern an die oben (S. 34) erwähnten, von den Lamas an Kublais Hof vollzogenen ursprünglich mongolischen, der Erde, der Luft, den „falschen Göttern“ und den Geistern dargebrachten Opfer an Stutenmilch, sowie an die gleichfalls dem ursprünglichen mongolisch-religiösen Bestande angehörenden abergläubischen Vorstellungen betreffs des Blitzes als Zornstrahles der Götter, betreffs der Scheu vor dem Betreten der Schwelle und betreffs der Sitte, den Mund zu verbinden. Allerdings stellen diese Vorstellungen kein Sondergut der Mongolen dar, wie bereits oben (S. 44 f.) gezeigt worden ist. Doch, da die Mongolen sie auch als Lamaisten besitzen, so ergibt sich als wahrscheinlich, daß sie sie aus ihrem altererbt Religionsbestand beibehalten haben. Daher mußte hier an sie erinnert werden. Die von Plano Carpini (siehe oben S. 62) bezeugte Vorliebe der Mongolen für Zaubereien, Beschwörungen u. dergl. wurde bei den Mongolen Kublais in reichem Maße vom Lamaismus befriedigt und tritt daher bei Marco Polo nicht mehr als ursprünglich aus dem alten Religionsbestand der Mongolen herstammend oder mit ihm verwandt hervor.

§ 3.

Die Religionen der Chinesen. -

a) Verehrung des Himmels. Ahnenkult. Gott Natigai. Seelenwanderungslehre. Kindliche Pietät.

Buch II, cap. 34, Yule I, S. 456 f.

„Diese Leute sind Götzendiener und, was ihre Götter anlangt, so hat jeder an der Stubenwand eine Tafel hoch aufgestellt, auf welche der Name geschrieben ist, der den höchsten und himmlischen Gott darstellt; und vor derselben beten sie täglich an, indem sie aus einem Weihrauchfaß Weihrauch opfern, ihre Hände emporheben und dreimal mit den Zähnen knirschend ihn bitten, ihnen Gesundheit an Leib und Seele zu schenken; um andere Dinge aber bitten sie ihn nicht. Und unten an der Erde ist eine Figur, welche sie Natigai nennen, welches der Gott der irdischen Dinge ist. Ihm gesellen sie Frau und Kinder bei und beten ihn in derselben Weise an mit Weihrauch und Zähneknirschen und Händehochheben; und ihn bitten sie um gutes Wetter und die Früchte der Erde, Kinder und so fort.“

Hier folgt die schon oben (S. 31 ff.) behandelte und wieder-gegebene Seelenwanderungslehre des Buddhismus. Dann fährt Marco Polo so fort:

„Sie zeigen große Hochachtung vor ihren Eltern; und falls da ein Sohn ist, der seine Eltern kränkt oder es ihnen am Notwendigen fehlen läßt, so ist da eine öffentliche Behörde, welche keine andere Bestimmung hat, als die, unnatürliche Kinder zu bestrafen, denen nachgewiesen ist, daß sie gegen ihre Eltern undankbar gehandelt haben.“

Im ersten Abschnitt dieser Schilderung liegt eine Vermischung vor der Verehrung des Himmels (T'ien), den, abgesehen von nicht sehr zahlreichen, unter dem Namen Schangti ihm geweihten Tempeln, der Kaiser allein am Himmelsaltar in Peking anbetete, und der Verehrung der Ahnen der Familien, auf deren Seelentafeln das von Marco Polo Gesagte wohl hindeutet. Oder es müßte einer jener roten Zettel gemeint sein, welche, mit dem Namen einer Gottheit beschrieben, zahlreich in den Häusern hängen. Was den Gott „Natigai“ anlangt, so meint H. Yule (Marco Polo, I, S. 458), diese ganze Stelle sei stark im Text verderbt, denn für einen Mann, der, solange wie Marco Polo getan, in China gelebt habe, sei die ganze Schilderung dieses Kapitels unglaublich wirr und ungenau, auch eine Nennung

des Mongolengottes (siehe oben S. 61) als von den Chinesen verehrt kaum glaublich. Demgegenüber macht H. Cordier (bei H. Yule, Marco Polo I, S. 461) geltend, daß das von Marco Polo über Natigai Gesagte auf die unter dem Namen Thu-ti in den Häusern der Chinesen viel verehrte Erdgottheit paßt. Es bliebe aber auch bei dieser Annahme, daß der Gott Thu-ti gemeint sei, auffallend, daß Marco Polo ihm einen Namen aus der Religion beilegt, die die in China wohnenden Mongolen verlassen hatten. Man müßte als Entschuldigung dafür seine oben (S. 10 ff.) festgestellte geringe Vertrautheit mit chinesischen Dingen geltend machen. Selbst dann bleibt eigenartig, warum er aus dem reichen Schatz der religiösen Anschauungen und Kulte Chinas gerade dies hervorhebt, was er nicht einmal mit dem chinesischen Namen zu nennen imstande ist.

Was er über die kindliche Pietät in China sagt, ist bekannt. Aber nicht eine besondere Behörde wachte über deren Beobachtung, sondern alle Beamten waren und sind noch heute ihre rechtmäßigen Beschützer. Bis heute genügte die bloße Anklage der Eltern, um ohne Untersuchung die Bestrafung der Kinder durch die Beamten herbeizuführen. Zu vergleichen ist hier noch, was Buch II, cap. 50 über die Verehrung der Stammesväter gesagt ist (H. Yule II, S. 85). Siehe unten S. 111.

Eine kaum erkennbare Schilderung der Himmelsverehrung, eine ganz undeutliche Darstellung des Ahnenkultus, eine entstellte Wiedergabe der Anbetung der Erdgottheit Thu-ti, eine Schilderung der populären Form der in China gewiß vertretenen, aber doch nicht für China charakteristischen Seelenwanderungslehre und ein Hinweis auf die Hochachtung der kindlichen Pietät und deren Überwachung durch den Staat, das ist alles, was Marco Polo über die Religion der Chinesen zu sagen weiß und ohne Unterscheidung nebeneinander stellt in einem Kapitel, das ausdrücklich angibt, von der Religion der Chinesen handeln zu wollen. An einer späteren Stelle (Buch II, cap. 40, Yule II, S. 23) erklärt Marco Polo von China noch einmal summarisch: „Ich will noch einmal daran erinnern, daß alle Bewohner Chinas Götzendiener sind.“ Von der wirklichen religiösen Lage in China, von der Reichsreligion, dem großen Komplex der religiösen Ideen und Bräuche, die sich im Taoismus zusammenfassen und davon, daß es neben dem an Kublais Hof herrschenden Lamaismus auch einen chinesischen Buddhismus gab, von alledem hat Marco Polo keine genaue, sachkundige Kenntnis.

Trotzdem finden sich bei ihm in anderem Zusammenhang hier und da Schilderungen von Bestandteilen der Religionen Chinas. Diese werden jetzt zur Besprechung gelangen.

b) Begräbnisriten. Trauerbräuche. Feng-schui-Doktoren.

1. Buch I, cap. 40, Yule I, S. 203 ff. und
2. Buch II, cap. 76, Yule II, S. 191.

1. Bei der Besprechung von Tangut (siehe oben S. 45 ff.) findet sich folgende Schilderung: „Und man muß wissen, daß alle Götzen-diener in der Welt ihre Toten verbrennen. Und wenn sie sich anschicken, den Leichnam zur Verbrennung zu tragen, bauen die Verwandten ein hölzernes Haus auf dem Wege zu dem Platz und drapieren es mit Gold- und Silberstoffen. Wenn die Leiche an diesem Bau vorüberkommt, gebieten sie Halt und setzen ihr Wein und Fleisch und andere Speisen vor; und sie tun dies in der Gewißheit, daß der Tote in der andern Welt mit den gleichen Aufmerksamkeiten empfangen werden wird. Alle Musikanten der Stadt gehen der Leiche voran, Musik machend; und wenn sie den Verbrennungsplatz erreicht haben, so sind die Verwandten mit Figuren versehen, die aus Pergament und Papier ausgeschnitten sind, in der Form von Menschen und Pferden und Kamelen, und ebenso mit runden Stücken von Papier gleich Goldmünzen, und alles dies wird zugleich mit dem Körper verbrannt. Denn sie sagen, daß der Tote in der andern Welt mit Sklaven und Vieh und Geld genau in dem Maße versorgt sein wird, in dem solche Papiersachen mit ihm verbrannt worden sind. Aber sie verbrennen ihre Toten niemals, bis sie [zu den Geomanten gesandt haben und ihnen das Jahr, den Tag und die Stunde der Geburt des Toten mitgeteilt haben; und wenn die Geomanten festgestellt haben, unter welcher Konstellation, welchem Planeten und welchem Zeichen er geboren war, setzen sie den Tag fest, an welchem er, nach den Regeln ihrer Kunst, verbrannt werden sollte]. Und bis dieser Tag kommt, heben sie den Körper auf, so daß es oft, mehr oder weniger, eine Zeit von sechs Monaten ist, bis er verbrannt wird.

Dies ist aber der Weg, wie sie den Leichnam im Hause aufheben: sie machen zuerst einen Sarg, eine gute Spanne dick, sehr sorgfältig gefügt und fein gestrichen. Den füllen sie mit Kampfer und Spezereien, um die Verwesung zu verhüten, [indem sie die Ritzen mit Leim und Pech verschmieren] und dann bedecken sie ihn mit einem feinen Tuch.

Jeden Tag, solange der Körper aufbewahrt wird, setzen sie einen Tisch vor den Toten, mit Speisen bedeckt; und sie bezwecken damit, daß die Seele kommen und essen und trinken soll; daher lassen sie die Nahrung dort solange, als es nötig sein würde, wenn jemand ordentlich eine Mahlzeit zu sich nehmen wollte. Das tun sie täglich. Und noch Ärgeres.

Manchmal erklären ihnen diese Geomanten, daß es nicht gut sei, die Leiche aus der Tür herauszutragen. Daher brechen sie ein Loch in die Wand und tragen sie dort hindurch, wenn sie verbrannt werden soll. Und dies, versichere ich euch, sind die Gebräuche aller Götzendiener dieser Länder.“

2. Bei der Schilderung der Zustände in Manzi (Südchina) berichtet Marco Polo folgendes: „Sie verbrennen die Körper ihrer Toten. Und wenn jemand stirbt, veranstalten die Freunde und Verwandten ein großes Trauern um den Abgeschiedenen und kleiden sich in hänfene Gewänder und folgen der Leiche, auf vielen Instrumenten spielend und ihre Hymnen für die Götzen singend. Und wenn sie zu dem Begräbnisplatz kommen, nehmen sie Modelle von Gegenständen, die aus Pergament ausgeschnitten sind, so herausgeputzte Pferde, männliche und weibliche Sklaven, Kamele, Panzerkleidung aus Goldstoff (und Geld) in großen Mengen, und diese Dinge legen sie zugleich mit der Leiche ins Feuer, so daß sie alle mit verbrannt werden. Und sie sagen euch, daß der Tote alle diese Sklaven und Tiere, deren Bilder verbrannt worden sind, lebendig in Fleisch und Blut und das Geld in Gold in der nächsten Welt zu seiner Verfügung haben wird; und daß die Instrumente, welche sie bei seinem Begräbnis haben spielen lassen, und die Götzenhymnen, die gesungen worden sind, auch zu seinem Willkommen in der nächsten Welt ertönen werden, und daß die Götzen selbst kommen werden, ihm Ehre zu erweisen.“

Ein Irrtum Marco Polos ist die Behauptung, daß es die Ge pflogenheit aller Götzendiener überhaupt sei, ihre Toten zu verbrennen. Weder bei den Chinesen, noch bei den Mongolen, noch bei den Tibetanern ist das Leichenverbrennen je allgemeine Sitte gewesen. Der Buddhismus hat die Leichenverbrennung in China eingeführt, und sie war zeitweise weitverbreitet. Aber schon seit dem 9. Jahrhundert n. Chr. hat die Bekämpfung dieser Sitte nicht aufgehört. Im Jahre 1278 waren in Peking lange Beratungen, ob man sie ganz verbieten könne. Im ganzen 13. Jahrhundert sind zahlreiche Edikte gegen sie in China erlassen worden. Ein gesetzliches, striktes

Verbot erfolgte durch den ersten Kaiser der Ming-Dynastie Tai-dsü (Hung-wu) im Jahre 1371. Die Bekämpfung der Sitte wurde begründet mit der Erklärung, daß sie der Pietät widerspreche. Die Verbreitung der Leichenverbrennung war im Süden unter dem Einfluß Indiens stärker als im Norden. Um so auffallender ist es, daß Marco Polo, der so lange im Norden Chinas gelebt hat und sicher viele Begräbnisse mitgemacht hat, einem so elementaren Irrtum verfallen konnte, zu behaupten, daß die Leichenverbrennung dort allgemeine Sitte sei. Erklären kann man diesen Irrtum kaum, man kann ihn nur entschuldigen, indem man betont, daß er mit diesem Irrtum in seiner Zeit nicht allein steht. Ibn Batutah (um 1347) sagt: „Die Heiden von Indien und China verbrennen ihre Toten, andere Völker begraben sie“ (siehe *Voyages d'Ibn Batoutah*, par C. Defrémy et A. B. R. Sanguinetti, Paris, 1858/59; H. Yule, *Cathay*, II, S. 503).

Abgesehen von diesem Irrtum, ist die Schilderung Marco Polos über die Begräbnisriten und die Trauerbräuche der Chinesen durchaus zutreffend. Das kann durch eine Nachprüfung an der Hand der bisher erschienenen sechs Bände des großen Monumentalwerkes von J. J. M. de Groot, *The religious System of China*, Leyden, 1892 bis 1910, das bereits mehrfach angeführt worden ist, festgestellt werden (siehe auch J. Doolittle, a. a. O., S. 135 u. 541).

Daß man die Toten nicht aus der Haustür trägt, sondern durch ein in die Wand geschlagenes Loch, wird auch sonst von China und von Tibet, von den Eskimos, von den Samojeden, aus Südalien und aus Holland bezeugt. In Indien, wo es sich gleichfalls nachweisen läßt, wird diese Sitte damit begründet, daß man dadurch den Teufel überliste, der an der Haustür auf den Toten lauere. In einzelnen Ländern benutzt man Fenster oder Schornsteine als Totenweg (Tibet) oder hat eine besondere Totentür (Italien, Deutschland) (siehe F. Liebrecht, *Gervasius von Tilbury*, Hannover, 1856, S. 224; *Encyclopaedia of Religion and Ethics*, 1908 ff., IV, S. 426; E. S. Hartland, Artikel „Death and Disposal of the Dead“; J. A. Mac Cullock, Artikel „Door“, ebenda IV, 851 a).

Auffallend ist, daß, abgesehen von der unklaren Stelle Buch II, cap. 34 (Yule I, S. 456; siehe oben S. 66) des dauernden Totenkults der Chinesen, der eine so wichtige Rolle im Leben der Chinesen spielt, von Marco Polo nicht gedacht wird, obwohl dieser Totenkult als bleibende Ahnenverehrung auch den Mongolen in ihrer ursprüng-

lichen Religion nicht fremd war (siehe W. Ruysbroek, 286 ff.; W. W. Rockhill, a. a. O., S. 148 f.).

Von den Geomanten (Feng-schui-Doktoren) wird jetzt sogleich ausführlich gehandelt werden.

c) Geomanten (Astrologen, Feng-schui-Doktoren), christliche, mohammedanische und chinesische.

1. Buch II, cap. 33, Yule I, S. 446 ff.
2. Buch II, cap. 76, Yule II, S. 191.

1. Bei der Beschreibung des Lebens am Hofe Kublais in Cambaluc (Peking) erzählt Marco Polo folgendes: „[In der Stadt Cambaluc sind, Christen, Sarazenen und Chinesen zusammengerechnet, ungefähr 5000 Astrologen und Wahrsager, welche der Große Khan mit Jahresunterhalt und mit Kleidern versorgt, genau so, wie er die Armen versorgt, von denen wir gesprochen haben, und sie üben ihre Kunst dauernd in der Stadt aus.

Sie haben eine Art Sternhöhenmesser, auf dem die Planetenzeichen angegeben sind, die Stunden und die wichtigen Zeitpunkte des ganzen Jahres. Und jedes Jahr erforschen diese christlichen, sarazениschen und chinesischen Astrologen, jede Abteilung für sich, mit Hilfe dieses Sternhöhenmessers den Lauf und den Charakter des ganzen Jahres, gemäß den Anzeichen jedes der Monde, zu dem Zweck, um an der Hand des Naturlaufs und der Zeichen der Planeten und der andern Merkmale der Himmelskörper zu erforschen, welches die Art des Wetters sein wird, und welche Sonderheiten jeder Jahresmond mit sich bringen wird; z. B. unter welchem Mond die Gewitter und Unwetter sein werden, und was für Krankheiten, Viehseuchen, Kriege, Unruhen und Verrätereien usw. eintreten werden, gemäß den Anzeichen eines jeden; aber immer hinzufügend, daß es bei Gott liege, weniger oder mehr zu tun, nach seinem Wohlgefallen. Und sie schreiben alle Resultate ihrer Nachforschung in kleinen Heften für das Jahr nieder, die Tacuin genannt werden, und sie werden für einen Groschen an alle die verkauft, welche zu wissen wünschen, was kommen wird. Die Astrologen, deren Vorhersagungen als die genauesten erfunden werden, werden für die größten Meister in ihrer Kunst gehalten und werden weit berühmt.

Und wenn jemand eine wichtige Sache vorhat oder er plant, eine lange Reise zu Handelszwecken oder um anderer Geschäfte willen zu machen, und will wissen, wie das Ende sein wird, so geht er zu diesen Astrologen und sagt: „Schlagt eure Bücher auf und seht,

welches der gegenwärtige Anblick des Himmels ist, denn ich will zu dem und dem Zweck verreisen.“ Dann antwortet der Astrologe, daß der Fragende auch das Jahr, den Monat und die Stunde seiner Geburt sagen muß; und wenn er diese Mitteilung empfangen hat, wird er nachsehen, wie sich das Horoskop seiner Geburt mit den Anzeichen der Zeit, in der die Frage gestellt ist, verbinden läßt, und dann sagt er das Resultat, ein gutes oder schlechtes, gemäß den Anzeichen der Himmel.

Ihr müßt wissen, daß die Tartaren ihre Jahre nach der Zahl 12 rechnen. Das Zeichen des ersten Jahres ist der Löwe, das des zweiten das Rind, das des dritten der Drache, das des vierten der Hund, und so fort bis zu zwölf. So daß, wenn jemand nach dem Jahre seiner Geburt gefragt wird, er antwortet, daß es im Jahre des Löwen war (läßt uns so sagen), an dem und dem Tage oder in der Nacht, zu der und der Stunde und in dem Augenblick. Und der Vater eines Kindes sorgt stets dafür, diese Einzelheiten in ein Buch zu schreiben. Wenn die zwölf Jahressymbole durchgegangen sind, dann kehren sie zum ersten zurück und gehen sie wieder durch in derselben Reihenfolge.]“

2. Bei der Schilderung von Manzi (Südchina) sagt Marco Polo: „Die Leute in diesem Lande haben eine Sitte, daß, sobald ein Kind geboren ist, sie den Tag und die Stunde und den Planeten und das Zeichen, unter dem die Geburt sich zugetragen hat, aufschreiben; so daß jedermann unter ihnen den Tag seiner Geburt weiß. Und wenn jemand eine Reise plant, geht er zu den Astrologen und gibt die Einzelheiten seiner Geburt an, um zu erfahren, ob er Glück haben wird oder nicht. Manchmal sagen sie „Nein“, und in diesem Fall wird die Reise aufgeschoben bis zu einem von den Astrologen empfohlenen Tage. Diese Astrologen sind sehr gewandt in ihrer Kunst, und oft trifft ihr Wort ein, so daß die Leute starken Glauben an sie haben.“

Dazu ist zu vergleichen, was oben (s. o. S. 69) zu Buch I, cap. 40, Yule I, S. 203 ff. bei der Schilderung der Begräbnisriten der Chinesen über die Tätigkeit der Geomanten gesagt worden ist, daß sie die Tage für die Begräbnisse und andere Formalien festsetzen.

Aus andern Quellen ist bekannt, daß Kublai zwei astronomische Observatorien bauen ließ (siehe H. Yule zu dieser Stelle), eins für Chinesen, eins für Mohammedaner. Aber das schließt die Beteiligung auch der Nestorianer an dieser Tätigkeit nicht aus, war doch

das Befragen der Sterne auch in Europa bis in die Neuzeit hinein sehr beliebt und in hohem Ansehen.

Kalender, wie Marco Polo sie beschreibt, sind aus der Zeit, die in Frage steht, bekannt (siehe Palladius, a. a. O., S. 51 ff.). Doch wurde erst unter dem ersten Kaiser der Ming-Dynastie, Tai-dsu (Hung-wu) (1368—1399), dem chinesischen Kalender die Ordnung und Anordnung gegeben, die ihm bis heute bei den Chinesen seine große Bedeutung für die Wahl glücklicher Tage für alle Lebensunternehmungen erworben hat (siehe J. J. M. de Groot, Religion in China, New York u. London, 1912, S. 216 ff.).

Das Wort Tacuin ist das arabische Takwim. Daß Marco Polo auch hier nicht das chinesische, sondern ein arabisches Wort gebraucht, bestätigt erneut seine geringe Vertrautheit mit chinesischen Dingen. M. Pauthier (Marco Polo, S. 515) teilt mit, daß im Jahre 1328 nicht weniger als 3 123 185 Kalender gedruckt worden sind.

Die Namen der zwölf Jahre waren bei den Mongolen und den Chinesen in Wirklichkeit folgende *): 1. Jahr der Ratte; 2. der Kuh; 3. des Tigers; 4. des Hasen; 5. des Drachen; 6. der Schlange; 7. des Pferdes; 8. des Schafes; 9. des Affen; 10. des Hahnes; 11. des Hundes; 12. des Schweines. Dieser Kreis von zwölf Jahren ward durch fünffache verschiedene Zusätze zu einem Kreis von 60 Jahren erweitert. Man setzte entweder fünf Farbennamen oder die fünf Elemente, oder die fünf Himmelsgegenden oder fünf Partikel hinzu, z. B.: „Das Holz-Ratten-Jahr“, „das rote Tigerjahr“. Dabei unterschied man noch zwischen männlichen und weiblichen Jahren.

Von der Tätigkeit dieser Feng-schui-Doktoren, die in den Fällen des Privatlebens, wie sie Marco Polo aufgezählt hat, ihres Amtes walteten und noch walten, und die auch sonst in zahlreichen Lagen des Lebens, zur Bestimmung des rechten Tages oder Ortes für Hochzeiten, Begräbnisse, Hausbauten tätig waren und noch sind, hat Marco Polo ein richtiges Bild entworfen (siehe J. Doolittle, a. a. O., S. 579 ff.; P. S. Pallas, a. a. O. II, S. 228 ff.; J. J. Schmidt, a. a. O. (Vorrede); J. J. M. de Groot, a. a. O. I, 44 ff.).

Man vergleiche noch dazu, was Marco Polo über ähnliche Dinge bei der Beschreibung Indiens (Maabar, Buch III, cap. 17 ff., Yule II, S. 339 ff., s. u. S. 88 ff.) sagt.

*) Ob der ostasiatische Tierzyklus nicht vielleicht von den Griechen herstamme, die Frage hat H. Boll aufgeworfen (siehe H. Boll: „Der ostasiatische Tierzyklus im Hellenismus“ in: Actes du 16^e congrès internationale des orientalistes. Session d'Athènes 6.—14. Avril 1912. Athènes 1912, S. 44 f.).

d) Taoismus.

Mönche. Asketen. Götter.

Buch I, cap. 61, Yule I, S. 300 ff.

In die Schilderung der religiösen Praxis des Lamaismus an Kublais Hof (s. o. S. 33 ff.) ist folgender Abschnitt eingeflochten: „Es ist da nämlich noch eine andere Art von Geweihten, Sensin genannt, welches Männer von außerordentlicher Enthaltsamkeit sind nach ihrer Art und die ein so hartes Leben führen, wie ich es beschreiben will. All ihr Lebelang essen sie nichts als Kleie, welche sie mit heißem Wasser vermischt genießen. Das ist ihre Nahrung: Kleie und nichts als Kleie und Wasser als Getränk. Es ist ein lebenslängliches Fasten!, so daß ich wohl sagen kann, ihr Leben ist von außerordentlicher Askese. Sie haben große Götzenbilder und viele; aber manchmal beten sie auch das Feuer an. Die andern Götzendiener, die nicht zu dieser Sekte gehören, nennen diese Leute Häretiker — Patarins, wie wir sagen würden —, weil sie ihre Götzen nicht nach ihrer Art verehren. Diese Männer, von denen ich rede, würden unter keinen Umständen eine Frau nehmen. Sie tragen Kleider aus Hanfgewebe, blaue und schwarze, und schlafen auf Matten; ihre Askese ist in der Tat erstaunlich. Ihre Götzen sind alle weiblich, d. h. sie haben Frauennamen.“

Die Sensin sind nach den erschöpfenden Untersuchungen von H. Cordier (H. Yule, Marco Polo I, S. 321 ff.) die Taoisten. Ihr Titel Sienseng (in Peking: Sien-sching) = Lehrer erklärt die von Marco Polo gebrauchte Benennung. Es handelt sich um eine der asketischen Sekten des Taoismus, die mit der tibetanischen, einem vor-buddhistischen Naturkult angehörenden, aber mit buddhistischen Elementen vermischten Bonpo-Religion identisch oder wenigstens verwandt ist. Was Marco Polo von ihrer Askese sagt, ist so zu verstehen, daß in diesem Extrem nur einige, ihre Priester oder Anachoreten sie übten.

Was Marco Polo von der durch sie geübten Feueranbetung sagt, kann seine Erklärung finden in einem von S. W. Williams (a. a. O. II, S. 247) bezeugten Ritus der Taoisten, der darin besteht, daß sie am Feste des Kaisers der düsteren Himmel ein großes Feuer vor dem Tempel anzünden, das sie barfuß durchschreiten, wobei sittlich-reine Leute angeblich unversehrt bleiben sollen.

Daß ihre Götter lauter Frauennamen haben, ist eine Übertreibung. Aber unter den Göttern des Taoismus gibt es viele weibliche Götter,

daneben viele männliche mit Frauen (siehe Palladius, a. a. O., S. 1—54).

e) Restbestandteile primitiver Religionsformen in China.

1a. Verehrung des Stammvaters in West-Jünnan (Zardandan).

Buch II, cap. 50, Yule II, S. 85.

„Die Leute haben weder Götterbilder noch Kirchen, sondern sie verehren den Stammvater ihrer Familie, „denn er ist es, so sagen sie, von dem wir alle abstammen.““

Der Kultus der Stammväter der Familien deutet überall in die Zeiten primitivster Religion zurück. In China sowohl als auch im japanischen Schinto findet das von Marco Polo Gesagte Belege (s. E. Schiller, Schinto, Berlin-Schöneberg, 1911, S. 28 ff.; L. Hearn, Japan, ein Deutungsversuch, Frankfurt a. M., 1912, S. 65 f.). Wenn von Marco Polo weiter gesagt wird, daß es in West-Jünnan andere Formen höherer Religiosität nicht gab, so deutet das auf sehr primitive Zustände der dortigen Stämme. Er schildert sie als Leute, die keine Schrift kannten, ein wildes, unkultiviertes Geschlecht. Daß dort freilich überhaupt keine anderen Formen der Religiosität vorhanden gewesen seien, ist nicht wahrscheinlich. Es waren nur gleichfalls sehr primitive, wenig hervortretende Formen. Das geringe Hervortreten der Formen primitiver Religion hat ja sogar moderne Reisende oft genug dazu verleitet, zu erklären, solche Völker hätten überhaupt keine Religion. In einem Fall, bei dem Königreich Basma auf Sumatra (Buch III, cap. 9, Yule II, S. 284 f., s. u. S. 116), hat auch Marco Polo erklärt, dort hätten die Menschen keine Religion. Heute ist bekannt, daß alle primitiven Stämme ein religiöses Leben von starker Macht und weiter Verzweigung besitzen, nur daß die Formen desselben in der Öffentlichkeit für Fremde wenig bemerkbar sind.

1b. Das Männerkindbett (Couvade) in Zardandan (Yünnan).

Buch II, cap. 50, Yule II, S. 85.

„Und wenn eine von ihren Frauen von einem Kinde entbunden ist, so wird das Kind gewaschen und gewickelt, und dann steht die Frau auf und geht ihren Haushaltsgeschäften nach, während der Gatte sich zu Bett legt, mit dem Kind an seiner Seite, und so 40 Tage lang das Bett hütet; und alle Freunde und Verwandten kommen, ihn zu besuchen, und veranstalten eine große Festlichkeit. Sie tun dies,

weil, wie sie sagen, die Frau harte Qual davon gehabt hat und es nicht mehr wie recht und billig ist, daß der Mann auch sein Teil von dem Leiden trägt.“

Aus diesem Teile Chinas (Yünnan) ist diese Sitte auch sonst bezeugt. C. Bushell (Chinese Art, London, 1906, II, Fig. 134, Text S. 145) bringt ein Bild aus dem Leben der Szilang-Stämme, dessen Beschreibung lautet, wie folgt: „Den Vater sieht man durch das Fenster der Hütte auf dem Bett liegend, er hält das neugeborene Kind an der Brust, und draußen die Mutter, welche mit seinem Essen kommt — er muß so behandelt werden wie ein Kranker — einen Monat lang, sonst geschieht ein Unglück.“

Auch aus Südindien wird diese Sitte bezeugt bei den Drawidas. Die dortigen Koramas geben als Grund der Sitte an, „daß des Mannes Leben wertvoller sei als das der Frau, und da der Vater ein wichtigerer Faktor bei der Geburt eines Kindes sei als die Frau, so verdiene er es, daß man sich mehr um ihn kümmere“.

In Südfrankreich, Nordspanien, Sardinien und Korsika, sowie bei den Tibarenern am Pontus Euxinus ist die Couvade vorgekommen. Das klassische Land derselben aber ist Südamerika.

Man hat zu unterscheiden zwischen der eigentlichen Couvade, dem wirklichen Kindbett, wie Marco Polo es schildert, und der un-eigentlichen Couvade, die in Abstinenz von bestimmten Speisen u. a. besteht. So muß bei den Ipurina-Indianern in Brasilien der Mann, während die Frau vier Tage lang in einer Waldhütte im Wochenbett liegt, strenge Diät halten. Und ein ganzes Jahr nach der Entbindung seiner Frau darf er kein Schweine- und Tapirfleisch essen (P. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, Berlin, 1891, S. 66). Die eigentliche Couvade ist imitatio naturae, Nachahmung des Wochenbetts der Frau (H. Kunike, Das Männerkindbett, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1911, S. 546 ff.; dort reiche Literatur).

Ein schwacher Nachklang zu der Sitte der Couvade spiegelt sich wider in einer Schilderung, die in einer 1774 in Japan erschienenen Parallelerzählung zu Jonathan Swifts „Gullivers Reisen“ enthalten ist. Das Buch heißt „Ikoku Kidan“, Erzählungen von sonderbaren Ländern. Dort wird ein Land geschildert, in welchem die Frauen wohl die Kinder gebaren, die Männer aber die Schmerzen der Entbindung trugen (J. Witte, Ein japanischer Jonathan Swift, in Z. M. R. 1914, S. 238).

2. Teufelsbeschwörung bei Kranken. Geisterbefragung durch Medien. Opferfeste.

Buch II, cap. 50, Yule II, S. 85 ff.

„Und laß mich auch erzählen, daß in allen diesen drei Provinzen, von denen ich gesprochen habe, nämlich Carajan, Vochan und Yachi*), kein einziger Arzt ist. Sondern wenn jemand krank ist, senden sie zu ihren Zauberern, d. h. den Teufelsbeschwörern und Götzen-dienern. Wenn diese kommen, erzählt der kranke Mann, was ihn quält, und dann beginnen die Beschwörer ununterbrochen auf ihren Instrumenten zu spielen, zu singen und zu tanzen. Und die Beschwörer tanzen bis zu solchem Grade, daß zuletzt einer von ihnen leblos auf die Erde fällt, wie ein toter Mann. Und dann kommt der Teufel in seinen Leib. Und wenn seine Kameraden ihn in seinem Zustande sehen, beginnen sie Fragen an ihn zu stellen wegen der Schmerzen des kranken Mannes. Und er antwortet dann: „Dieser oder jener Geist hat sich mit dem kranken Mann eingelassen, denn er hat den Geist erzürnt und ihm Trotz geboten.“ Dann sagen sie: „Wir bitten dich, ihm zu verzeihen und von seinem Blut oder seinen Gütern zu nehmen, was du willst, als Entgelt dafür, daß du seine Gesundheit wiederherstellst.“ Und wenn sie so gebetet haben, wird der böse Geist, der in dem Körper des hingestürzten Mannes ist, (etwa) antworten: „Der kranke Mann hat auch noch großes Unrecht an einem andern Geist getan, und dieser ist so erzürnt, daß er ihm auf keinen Fall verzeihen will“, — dies ist wenigstens die Antwort, welche sie erhalten, wenn der Patient dem Tode nahe ist. Aber wenn Aussicht auf Besserung besteht, so lautet die Antwort, daß zwei Schafe zu bringen sind oder auch drei. Dazu brauen sie zehn oder zwölf Krüge Getränk, sehr kostbar und reichlich gewürzt. Bisweilen wird verkündigt, daß die Schafe alle schwarzköpfig sein müssen oder von irgendeiner anderen Farbe, wie es beliebt wird; und dann werden alle diese Dinge diesem oder jenem Geist, dessen Name genannt wird, als Opfer dargebracht. Um dies darzubringen, sind soviele Beschwörer und soviele Frauen da, und die Sache wird mit großem Gesang von Lobliedern besorgt und mit vielen Lichtern und einer Menge guter Wohlgerüche. Das ist die Art einer Antwort, wie sie sie erhalten, wenn es einem Patienten wieder besser gehen wird. Und dann gehen die Verwandten des kranken Mannes

*) Carajan = Jünnan, Vochan = Jung-ch'ong-fu in Jünnan, Yachi = Jünnanfu in Jünnan.

hin und besorgen alles, was befohlen ist, und tun alles, was angeordnet ist, und der Beschwörer, der all das von sich gegeben hat, kommt wieder auf seine Beine.

So holen sie die Schafe von der vorgeschriebenen Farbe und schlachten sie und sprengen das Blut an die Stellen, welche zu Ehren und zur Versöhnung des Geistes gekennzeichnet sind. Und die Beschwörer und die Frauen kommen in der festgesetzten Zahl, und wenn sie alle versammelt sind und alles fertig ist, beginnen sie zu tanzen und zu spielen und zu Ehren des Geistes zu singen. Und sie nehmen Fleischbrühe und Getränke und Aloë-Holz und eine große Zahl von Lichtern und gehen umher, hierhin und dorthin, und versprengen die Brühe und das Getränk und auch das Fleisch. Und wenn sie dies eine Weile getan haben, fällt wieder einer der Beschwörer platt hin und wälzt sich mit schäumendem Munde umher, und dann fragen ihn die andern, ob er nun dem kranken Mann verziehen hat. Und manchmal antwortet er Ja, manchmal antwortet er Nein. Wenn die Antwort Nein lautet, wird ihnen gemeldet, daß noch dies oder jenes geschehen muß, und dann werde ihm verziehen werden; so tun sie dies. Und wenn alles, was der Geist befohlen hat, mit großer Feierlichkeit geschehen ist, dann wird angekündigt, daß dem Mann verziehen ist und er bald geheilt werden wird. Wenn sie nun so endlich diese Antwort erhalten, verkündigen sie, daß mit dem Geist alles erledigt ist und daß er versöhnt ist, und sie stürzen sich auf das Essen und Trinken mit großer Freude und Ausgelassenheit, und der, welcher leblos an der Erde gelegen hatte, steht auf und erhält sein Teil. Wenn sie so alle gegessen und getrunken haben, gehen sie alle nach Hause. Und der Kranke wird auf der Stelle gesund und wohl.“

Was Marco Polo hier ausführlich und anschaulich schildert, sind schamanistische Bräuche, die bei vielen primitiven Völkern nachweisbar sind, einschließlich der Einzelheiten, der Benutzung von Medien usw. Solche Bräuche finden sich bei den Veddahs auf Ceylon, bei den Tamulen, im Himalaja, in Sibirien, bei den Indianern Amerikas, auf Sumatra, und auch sonst in China (siehe Encyclopaedia of Religion and Ethics, Edinburg, 1908 ff., IV, S. 723 ff., C. J. Myers, Artikel „Disease and medicine“ (Introductory and primitive) und A. F. Chamberlain, „Disease and medicine“ (American), S. 724 ff., 740; Artikel „Demons and spirits“ (Chinese) von P. J. Maclagan, S. 578; (Introductory) von L. H. Gray, S. 565 ff; S. W. Williams, a. a. O., cap. XVIII; F. Bernier, Voyages (1656 bis

1668), englische Übersetzung von Archibald Constable, Westminster, 1891, S. 245; W. Ward, *View of the History, Literature and Mythologie of the Hindus*, London, 1822, I, S. 210 f.; N. B. Dennys, *The folklore of China*, London u. Hongkong, 1876, S. 85 ff.; J. J. M. de Groot, a. a. O. VI, S. 1071 ff., 1268 ff.; J. Warneck, „*Die Religion der Batak*“, Leipzig, 1909, S. 89 ff., 109 ff.; J. Warneck, „*Die Lebenskräfte des Evangeliums*“, Berlin, 1908, S. 59 ff.; R. Caldwell, *The Tinnevelly Schanars*, Madras, 1849, S. 19 f.; W. Geiger, *Ceylon*, Wiesbaden, 1898, S. 191; W. Ruysbroek, a. a. Q. § 367 (Rockhill a. a. O., S. 245 f.); H. Yule, *Marco Polo*, II, S. 96 f.; Chantepie de la Saussaye, a. a. O. I, S. 89).

3. Fesselung von Seelenstoff in Jünnan (Carajan).

Buch II, cap. 49, Yule II, S. 79.

„Wenn etwa ein Mann von feiner Persönlichkeit oder vornehmer Geburt oder irgendeiner andern ihn empfehlenden Eigenschaft kam, bei ihnen zu übernachten, dann töteten sie ihn durch Gift oder auf andere Weise. Und dies taten sie nicht aus Raubgier, sondern weil sie glaubten, daß auf diese Weise der gute Geist und die Weisheit und das Ansehen des Ermordeten an dem Hause haften bleibe, in dem er getötet wurde. Und in dieser Weise wurden viele getötet, bevor das Land vom Großen Khan erobert wurde. Aber seitdem er es, etwa vor 35 Jahren, erobert hat, sind diese Verbrechen und dieser üble Brauch nicht mehr im Schwange; und dies aus Furcht vor dem Großen Khan, der solche Dinge nicht erlaubt.“

Genaue Parallelen zu dieser Unsitte und der Vorstellung, auf der sie beruht, sind bisher nicht gefunden worden. Doch paßt sie in den Rahmen der primitiven Religionsformen, die sich auch sonst mit Kannibalismus und ähnlichen Greueln verbunden finden. W. Gill (*The River of the Golden Sand*, London, 1880, I, S. 323) sagt, daß in der Gegend von Li-fan-fu, nahe Ch'êng-tu, die Man-Tzu die Unsitte hatten, reichen Gästen langsam wirkendes Gift zu geben, denn sie meinten, dann werde der Wohlstand des Vergifteten ihnen zufließen. H. Yule (*Marco Polo* II, S. 82) führt an, daß die Wolga-Bulgaren den Brauch hatten, besonders intelligente oder sonstwie hervorragende Männer ihren Göttern zu weihen, indem sie sie durch Erhängen töteten und bis zur völligen Verwesung hängen ließen. Die Vorstellung, daß man den Seelenstoff von hervorragenden Menschen durch deren Ermordung an sich fesseln könne, wird u. a. bezeugt von den Mohammedanern in Gilghit, von den Sindhi und den polynesischen Insel-

bewohnern (siehe R. Chr. Trench, *Studies in the Gospel*, London, 1867, S. 22; J. Lubbock, *Die Entstehung der menschlichen Zivilisation*, Jena, 1875, S. 457). Auf Sumatra zwingt man Seelen von Menschen dadurch in seinen Dienst, daß man Lebende Versprechungen ablegen läßt, daß sie die Feinde besiegen, dem eigenen Volke nützen wollen u. dergl., und sie dann blitzschnell tötet. Dann, meinen sie, müßten die Seelen diese Versprechungen halten. Oft sind es Kinder, die man zu diesem Zweck tötet (siehe J. Warneck, „*Die Religion der Batak*“, Leipzig, 1909, S. 67 ff.; J. Warneck, „*Die Lebenskräfte des Evangeliums*“, Berlin, 1908, S. 64 f.).

4. Kannibalismus in Fo-kien (Fuju).

Buch II, cap. 80, Yule II, S. 225.

Marco Polo schildert die dortigen Krieger „als die wildesten Menschen in der Welt, denn sie ziehen fortgesetzt umher und töten Menschen, deren Blut sie trinken, und dann verzehren sie ihre Leiber.“

Es hausen in den Gebirgen zwischen Fo-kien und Che-kiang noch heute wilde Stämme, den Eingeborenen im Osten Formosas ähnlich, malaiischen Stammes. Es sind die Zikas, die auch die „Hundsköpfigen“ genannt werden (siehe F. Ohlinger, *A Visit to the Dog-Headed Barbarians or Hill-people, near Fu-chow, Chinese Recorder*, 1886, S. 265 ff.). Auf Formosa herrscht noch heute Kannibalismus. Über den Kannibalismus in China und auch sonst bei Marco Polo siehe das oben Gesagte (s. o. S. 38 ff.). Das Trinken des Blutes deutet hier, an der in Frage stehenden Stelle, darauf hin, daß dem Kannibalismus in Fo-kien religiöse Vorstellungen zugrunde lagen. Das Trinken von Blut, um sich Kraft anzueignen, wird von den alt-germanischen Stämmen, von den Batak auf Sumatra (in der Gegenwart) und auch sonst bezeugt (siehe Ed. Lehmann, *Erscheinungswelt der Religion, in „Religion in Geschichte und Gegenwart“*, Tübingen, 1909 ff., II, Sp. 522; J. Warneck, „*Die Lebenskräfte des Evangeliums*“, Berlin, 1908, S. 36; H. Wheeler-Robinsons Artikel „*Blood*“ in E. R. E. II, S. 714 ff.).

5. Grobe Unsittlichkeit, religiös motiviert, in Szetschwan (Kaindu).

Buch II, cap. 47, Yule II, S. 53 f.

„Ich muß eine Sitte erzählen, die sie in diesem Lande hinsichtlich ihrer Frauen haben. Kein Mann fühlt sich beschimpft, wenn ein Fremder oder ein anderer Mann seine Frau oder Tochter oder

Schwester oder eine andere Frau seiner Familie entehrt, sondern im Gegenteil hält er solch Ereignis noch für ein gutes Glück. Und sie sagen, daß es ihnen die Gunst ihrer Götter und Idole einbringt und großen Zuwachs an irdischem Glück. Aus diesem Grunde verleihen sie ihre Frauen an Fremde und andere Leute, wie ich erzählen will.

Wenn sie mit einem Fremden in Berührung kommen, der keine Wohnung hat, so sind sie sehr gern bereit, ihn bei sich aufzunehmen. Und sobald er sein Quartier bezogen hat, geht der Hausherr fort, indem er ihm sagt, er solle alles das zu seiner Verfügung stehend ansehen, und sobald er das gesagt hat, geht er in seine Weinberge oder auf seine Felder und kommt nicht eher zurück, als bis der Fremde abgereist ist. Der letztere bleibt in des Lumpen Haus, drei oder vier Tage, indem er sich an des Mannes Frau oder Tochter oder Schwester erfreut oder an einer andern Frau der Familie, die ihm am besten gefällt. Und solange er dort wohnt, läßt er seinen Hut oder ein anderes Zeichen an der Tür hängen, um den Hausherrn wissen zu lassen, daß er noch dort ist. Und das ist Sitte in der ganzen Provinz.“

Die gleiche Unsitte schildert Marco Polo bei den buddhistischen Uighuren in Kamul *). Da diese Schilderung einige Sonderheiten enthält, ist sie hier von Interesse: „Und es ist die Wahrheit, daß, wenn ein Fremder kommt, um in dem Hause eines dieser Leute zu Gast zu sein, der Gastgeber sehr erfreut ist und wünscht, seine eigene Frau ganz zu des Gastes Verfügung zu stellen, während er selbst sich fernhält und nicht eher zurückkehrt, als bis der Fremde abgereist ist. Der Gast bleibt da und kann sich an dem Verkehr mit der Frau erfreuen, solange er Lust hat, während der Gatte keine Schande davon hat, sondern es tatsächlich für eine Ehre hält. Und alle Männer dieser Provinz werden auf diese Weise von ihren Frauen zum Hahnrei gemacht. Die Frauen selbst sind geil und liederlich.

Nun ereignete es sich während der Regierung Mangu Khans, daß er als Herr dieser Provinz von dieser Unsitte hörte; und er sandte sogleich einen Befehl, der unter Androhung harter Strafen anordnete, daß sie nicht mehr so handeln sollten [sondern öffentliche Gasthäuser für die Reisenden beschaffen sollten]. Und als sie diesen Befehl

*) Kamul = Khamil der Mongolen, Hami der Chinesen, in einer Oase am Rande der Wüste Gobi. In der Stadt Kamul residierte damals ein nestorianischer Bischof. Die meisten der Bewohner (Uighuren) waren Buddhisten (siehe Palladius, a. a. O. S. 6).

hörten, waren sie sehr bestürzt. [Ungefähr drei Jahre lang hielten sie es aus. Aber als sie fanden, daß ihr Land nicht länger fruchtbar war, und daß sie mancherlei Unglück traf]: so sammelten sie untereinander und beschafften ein großes Geschenk, welches sie ihrem Herrn sandten, indem sie ihn baten, daß er ihnen gnädigst gestatte, ihre alte Sitte wieder anzunehmen, welche sie von ihren Vorfahren ererbt hätten. Denn wegen dieser Sitte hatten ihre Götter ihnen alle diese guten Dinge beschert, welche sie besaßen, und sie sahen keinen Weg, wie sie ohne sie weiter bestehen sollten.

Als der Fürst ihre Bitte angehört hatte, war dies seine Antwort: „Wenn ihr eure Schande durchaus behalten wollt, so behaltet sie“; und so gab er ihnen die Erlaubnis, ihre schlimme Gewohnheit weiterzubehalten. Und sie haben sie stets bewahrt und besitzen sie noch.“

Ohne religiöse Begründung schildert Marco Polo (Buch III, cap. 45, Yule II, S. 44) eine ähnliche Unsitte als in Tibet herrschend. Dort seien es die Mädchen, die sich den Fremden anböten. Diese Fremden schenkten den Mädchen Andenken. Diese Andenken trügen die Mädchen stolz zur Schau zum Zeichen, daß sie viele Liebhaber gehabt hätten. Je mehr Liebhaber ein Mädchen gehabt habe, um so begehrter sei sie für die Ehe. In der Ehe lebten sie dann keusch.

Von den Si-fan-Stämmen in Szeschwan wird noch aus neuer Zeit ganz besonders große Unsittlichkeit bezeugt (siehe E. C. Baber Travels and researches in Western China, London, 1882, S. 80 ff.).

Die freiwillige Hingabe der eigenen Frauen an Fremde wird als Brauch zahlreicher anderer Völker und Stämme bezeugt. Strabo (Geograph. XI, 8,6; ed. Müller, Paris, 1858, S. 439) erzählt dies von den Massageten, Eusebius (Praep. Evang. VI, 10) von den Gelern und Bactriern, der Chinese Hung Hao bestätigt die Unsitte als hundert Jahre vor Marco Polos Zeit bei den Uighuren herrschend (siehe Palladius, a. a. O., S. 6). Von den mongolischen Hazaras im Hindukusch, von den Chukschis und Koryaken (Kamtschatka) wird das gleiche glaubwürdig berichtet (siehe H. Yule, Marco Polo I, S. 212; E. Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, Jena, 1893, S. 69 ff., 127 ff.; F. Bernier, a. a. O., S. 304 f.).

Die Unsitte reicht auf die Zeit zurück, als die feste Form der Ehe noch unbekannt war. Die Frauen gehörten allen Männern. Aus dieser Zeit stammt der natürliche Ursprung der Sitte. Die religiöse Weihe des Geschlechtsverkehrs mit vielen Männern findet sich bei vielen Völkern. Die eheliche Verbindung der Gottheiten ward z. B.

versinnbildlicht durch die Ausführung des Geschlechtsverkehrs ihrer Verehrer.

So ward die Hingabe der Frau an fremde Männer ein kultischer Akt, der unter dem Schutz der Götter stand.

Eine weitere Stufe ist dann die, daß jede Frau einmal in ihrem Leben diese Hingabe vollziehen muß; so war es in Babylon und auf Cypern (Herodot I, 199), in Armenien (Strabo XI, 532), so in den Tempeln der Jagannath (J. Lubbock, *The origin of zivilisation*, London, 1889, S. 535 ff.).

Eine andere Entwicklung führte dahin, daß die Frauen statt des sexuellen Aktes ein Substitut anstatt ihrer selbst opferten, z. B. ihre Haare oder ein obszönes Symbol.

Schließlich schied anstatt aller Frauen aus ihnen eine bestimmte Zahl aus, die diese religiöse Hingabe vollziehen; dieselben stehen in religiöser Verehrung, denn es ist religiöser Dienst, den sie tun (J. G. Frazer³, I, 2, 143 ff.; IV, 1, S. 36 ff., 57 ff.; siehe unten (S. 87) zu Marco Polo, Buch III, cap. 17 ff. (H. Yule II, S. 339 ff.).

Daß Mangu Khan gegen die Unsitte der Uighuren im Kamul eingeschritten ist, ist wohl glaublich. Die Mongolen hatten wohl Vielweiberei, aber Ehebruch galt ihnen als schweres Verbrechen, so mußte ihnen die freiwillige Preisgabe der eigenen Frau als etwas Abscheuliches erscheinen. Plano Carpini sagt von den Mongolen: „Ihre Frauen sind keusch; nie hört man etwas, daß sie unsittlich seien.“ Marco Polo schildert die Eheverhältnisse der Mongolen in ähnlicher Weise (Buch I, cap. 52, Yule I, S. 252).

Noch im heutigen China finden sich weite Bevölkerungskreise, welche von der chinesischen Kultur und den höheren Bestandteilen der spezifisch-chinesischen Religionen fast unberührt sind. Von solchen Stämmen handeln diese letztbesprochenen Berichte Marco Polos. Ihre Glaubwürdigkeit im großen ist nicht zu bezweifeln. Aber ihre Lückenhaftigkeit ist auch unbestreitbar. Das Außergewöhnliche, Sonderbare, Befremdende, oft das durch seine Scheußlichkeit Sensationelle fällt dem Reisenden zuerst auf, und darüber berichtet er.

f) Überblick und Urteil über den von Marco Polo über die Religionen Chinas gebotenen Stoff.

Ein unklarer Hinweis auf den zentralen Kult (den Himmelskult) der altchinesischen Reichsreligion ist alles, was Marco Polo über diese so eigenartige Religion zu sagen weiß. Von den chinesischen Klassikern, von dem ungeheuren Heer der Götter, die die Beamten

verehrten, erfährt man nichts. Die buddhistische Seelenwanderungslehre ist die einzige religiöse Lehre, die berührt wird. Alles andere, was er berichtet, sind nur Einzelheiten aus den verschiedensten Gebieten und Stufen der Religionen Chinas, die sehr interessant und sehr gut beobachtet sind. Aber ein Bild über die Religionen Chinas kann man aus den Berichten Marco Polos nicht gewinnen. Es sind hübsche, aber lückenhafte und lose Stücke, die aus einem Mosaikbild herausgenommen sind, weil sie ihm so gerade aufgefallen und im Gedächtnis geblieben sind. Ein tieferes Interesse an den Religionen des Landes, in dem er solange gelebt hat, hat Marco Polo offenbar nicht gehabt. Aber selbst da, wo seine Mitteilungen unklar sind und lückhaft, kann man die Wirklichkeit durchleuchten sehen und daher auch diese Angaben fruchtbringend verwerten.

§ 4.

Der Hinduismus in Maabar *).

Der Rosenkranz. Selbstopferung der Vasallen beim Tode ihres Fürsten. Verbrecher töten sich zu Ehren einer Gottheit. Witwen-Verbrennung. Sitzen auf der Erde. Rinder-Verehrung. Scheu, Tiere zu töten. Mohammedaner als Schlächter. Tägliche Waschungen. Physiognomie. Geomantie. Tempeldirnen. Götteropfer. Ehen der Götter. Farbe der Götter und Teufel. Amulette. Die Brahmanen die besten Kaufleute. Ihre Keuschheit. Beachtung von Vorzeichen. Nackte Asketen (Chughi). Tötung von Tieren und allem Lebendigen vermieden. Erprobung der Novizen. Toten-

*) Maabar wird Buch III, cap. 16 (Yule II, S. 331) als gleichbedeutend mit „das größere Indien“, d. h. Vorderindien beschrieben: „Es ist das beste von allen Indien und liegt auf dem Festland.“ Buch III, cap. 20 (Yule II, S. 367) wird auch das, was von der Provinz Lar gesagt ist, in Maabar eingeschlossen, der Abschnitt über Lar endigt mit den Worten: „Nun habe ich euch eine Menge von den Leuten der großen Provinz Maabar und ihren Sitten erzählt.“ In engerem Sinne mag das Wort Maabar in Kapitel 17—19 von der Coromandelküste gebraucht sein. Doch ist eine deutliche Unterscheidung nicht zu erkennen. Lar ist = Konkan und Ujah-Sorat an der Nordwestküste Vorderindiens.

Verbrennung. Brahmanen als Beschwörer gegen
Haifische.

Buch III, cap. 17 bis 20, Yule II, S. 339 ff.

Von dem Könige von Maabar erzählt Marco Polo: „Er trägt auch auf seiner Brust, vom Halse herabhängend, eine feine, seidene Schnur, mit 104 großen Perlen und Rubinen von hohem Wert versehen. Der Grund, warum er diese Schnur mit den 104 großen Perlen und Rubinen trägt, ist (nach dem, was sie erzählen) der, daß er am Morgen und Abend jedes Tages zu seinen Götzen 104 Gebete sprechen muß. So ist ihre Religion und ihr Brauch. Und so taten alle Könige, seine Vorfahren, vor ihm und vermachten ihm die Perlenschnur, damit er ebenso tue. [Das Gebet, das sie täglich sprechen, besteht aus diesen Worten: Pacauta! Pacauta! Pacauta! Und dies wiederholen sie 104 mal.] . . .“

„Und da sind um den König eine Anzahl Barone, die ihm aufwarten. Diese reiten mit ihm und halten sich immer zu ihm und haben großes Ansehen im Königreich; sie werden des Königs „Vertraute Vasallen“ genannt. Und ihr müßt wissen, daß, wenn der König stirbt, und sie ihn auf das Feuer legen, um ihn zu verbrennen, stürzen sich diese Vasallen in das Feuer rund um seinen Körper und nehmen es auf sich, mit ihm verbrannt zu werden. Denn sie sagen, sie sind seine Kameraden in dieser Welt gewesen und wollen auch in der andern Welt um ihn sein.“ . . .

„Sie haben in diesem Lande eine Sitte, welche ich nun erzählen will. Wenn ein Mann verurteilt ist, für ein Verbrechen zu sterben, so erklärt er wohl, daß er sich zu Ehren dieser oder jener Gottheit selbst töten will; und die Behörde erlaubt ihm das. Seine Verwandten und Freunde setzen ihn dann auf einen Wagen und versehen ihn mit 12 Messern und geleiten ihn durch die ganze Stadt, indem sie laut ausrufen: „Dieser tapfere Mann will sich selbst töten aus Liebe zu (diesem Gott).“ Und wenn sie zu dem Platz der Exekution gekommen sind, nimmt er ein Messer und stößt es sich durch einen Arm und ruft: „Ich töte mich aus Liebe zu (diesem Gott).“ Dann nimmt er ein anderes Messer und stößt es sich durch den andern Arm und nimmt ein drittes Messer und stößt es sich in seinen Bauch, und so, bis er sich völlig getötet hat. Und wenn er tot ist, nehmen seine Verwandten seinen Leib und verbrennen ihn mit einer frohen Feier. Auch viele Frauen, wenn ihre Gatten sterben und zur Verbrennung auf den Scheiterhaufen gelegt sind,

verbrennen sich selbst zugleich mit den Leichen. Und solche Frauen, die das tun, werden von allen hoch gepriesen.

Die Leute sind Götzendiener und beten das Rind an, weil es, so sagen sie, ein Tier von großer Hoheit ist. Sie würden unter keinen Umständen Rindfleisch essen, noch würden sie je ein Rind töten. Aber es gibt da noch eine andere Klasse von Menschen, Govy genannt; und diese sind sehr froh, wenn sie Rindfleisch essen können, trotzdem sie kein Tier töten dürfen. Indessen wenn ein Rind stirbt, auf natürliche oder andere Weise, dann essen sie es.

Und laßt mich euch erzählen, die Bewohner dieses Landes haben die Gewohnheit, ihre Häuser ganz und gar mit Kuhdung einzureiben. Übrigens sitzen sie alle, groß und klein, Könige und Barone eingeschlossen, nur auf dem Erdboden, und der Grund, den sie angeben, ist der, daß dies die vornehmste Weise zu sitzen ist, weil wir alle von der Erde abstammen und zur Erde zurückkehren müssen; niemand kann die Erde zu sehr ehren und niemand sollte sie verachten.“ . . . „Sie töten weder Tiere noch Vögel, noch irgend etwas, was Leben hat; und um der Fleischnahrung willen, die sie essen, lassen sie die Mohammedaner oder andere, die nicht ihre Religion haben, das Schlächterhandwerk ausüben.

Es ist ihre Gewohnheit, daß jeder, Mann und Frau, sich den Körper zweimal jeden Tag wäscht; und die, welche sich nicht waschen, werden so angesehen, wie wir die Patarins ansehen. [Zu allen reinlichen Arbeiten sowie zum Essen gebrauchen sie nur die rechte Hand, während die linke zu unsauberer Arbeiten gebraucht wird, z. B. zur Reinigung der geheimen Körperteile. Beim Trinken berühren sie das Trinkgefäß nicht mit den Lippen, lassen auch keinen Fremden aus ihren Trinkgefäßen trinken.] Sie üben strenge Enthaltsamkeit von Wein. Weintrinker und seefahrende Leute gelten nicht als ehrenhaft. Ihr Zeugnis hat keinen Wert. Dagegen sehen sie Unzucht nicht für Sünde an.

Sie haben viele Sachverständige in der Kunst, welche sie Physiognomie nennen, durch welche sie sogleich den Charakter und die Eigenschaften eines Mannes erkennen können. Sie kennen auch die Bedeutung der Begegnung mit einem bestimmten Tier oder Vogel; denn solche Vorbedeutungen gelten bei ihnen mehr als bei irgendeinem andern Volk der Welt. So, wenn ein Mann einen Weg entlang geht und jemand niesen hört, so geht er weiter, wenn er es für sich selbst für ein gutes Vorzeichen hält, aber wenn anders,

bleibt er eine Weile stehen oder vielleicht kehrt er ganz und gar von seiner Reise um.

Sobald ein Kind geboren ist, schreiben sie seine Geburtsdaten auf, d. h. Tag, Stunde, Monat und Mondstand. Diesen Brauch beobachten sie, weil sie alle Dinge mit Rücksicht auf die Astrologie tun und auf Anraten von Wahrsagern, die in Zauberei, Magie und Geomantie und ähnlichen teuflischen Künsten erfahren sind; und einige von ihnen sind auch mit Astrologie vertraut.“ . . .

„Sie haben gewisse Abteien, in denen Götter und Göttinnen sind, denen viele junge Mädchen geweiht sind; deren Väter und Mütter weihen sie den Götzen, die sie am meisten verehren. Und wenn die [Mönche] eines Klosters ein Fest für ihren Gott zu veranstalten wünschen, lassen sie alle diese geweihten Mädchen holen und lassen sie mit großem Gepränge vor dem Gott singen und tanzen. Sie bringen auch Eßwaren, um ihren Gott damit zu speisen, d. h. die Mädchen machen Schüsseln mit Fleisch und anderen guten Sachen zurecht und stellen das Essen vor den Gott und lassen es hier eine gute Weile, und dann machen sich die Mädchen an ihr festliches Tanzen und Singen auf solange, als ein großer Baron braucht, um sein Essen einzunehmen. Nach dieser Zeit sagen sie, der Geist des Götzen habe die Substanz des Essens verzehrt, daher nehmen sie die Gerichte fort und essen sie selbst in großer Feierlichkeit auf. Dies tun die Mädchen mehrmals im Jahr, bis sie verheiratet werden. [Der Grund, den sie dafür angeben, daß sie die Mädchen zu diesen Festen laden, ist, wie die Mönche sagen, der, daß der Gott auf die Göttin ärgerlich ist und böse und mit ihr keinen Verkehr pflegen will; und sie sagen, wenn zwischen ihnen nicht Friede hergestellt wird, werden sich alle Dinge zum Schlechten wenden, und nie wieder werden sie Gnade und Segen austeilten. Daher lassen sie in der beschriebenen Weise diese Mädchen vor dem Gott und der Göttin singen und tanzen, und zwar ganz nackt. Und diese Leute glauben, daß der Gott sich öfter am Verkehr mit der Göttin erfreut.“ . . .]

Die Eltern reiben ihre Kinder, die schon von Geburt dunkel genug sind, mit Sesamöl ein, „so daß sie so schwarz wie Teufel werden. Freilich, sie machen ihre Götter schwarz und ihre Teufel weiß, und die Bilder ihrer Heiligen bemalen sie ganz schwarz.

Sie haben solchen Glauben an das Rind und halten es für so heilig, daß, wenn sie in den Krieg ziehen, sie Haar vom Wildochsen

mitnehmen. . . . Denn sie glauben, daß alle, die es besitzen, unbeschädigt aus dem Kampf heimkehren.“ . . .

„Lar ist eine Provinz, welche westwärts liegt, wenn man den Ort verläßt, wo der Leib des St. Thomas begraben liegt; und alle Abraiaman in der Welt kommen von dieser Provinz her.

Ihr müßt wissen, daß diese Abraiaman die besten Kaufleute in der Welt sind und die zuverlässigsten. Denn sie würden nie für irgend etwas in der Welt eine Lüge aussprechen. [Wenn ein fremder Kaufmann, der die Verhältnisse des Landes nicht kennt, sich an sie wendet und ihnen seine Güter anvertraut, so geben sie auf sie Obacht und verkaufen sie in der freundschaftlichsten Weise, indem sie eifrig den Vorteil des Fremden suchen und keine Bezahlung fordern, ausgenommen, was er ihnen schenken will.] Sie essen kein Fleisch und trinken keinen Wein und führen ein Leben großer Keuschheit, indem sie mit keinen andern Frauen Verkehr haben außer mit ihren Gattinnen; auch nehmen sie unter keinen Umständen für sich, was einem andern gehört. So befehlen es ihre Gesetze. Und sie sind alle dadurch gekennzeichnet, daß sie einen Streifen *) aus Baumwolle tragen, über einer Schulter und unter dem andern Arm gebunden, so daß er die Brust und den Rücken kreuzt.“ . . .

„Diese Abraiaman sind Götzendiener und legen Zeichen und Vorzeichen eine größere Bedeutung bei als irgendwelche andern Leute. Ich will als ein Beispiel eine ihrer Gewohnheiten erwähnen. Für jeden Tag der Woche bestimmen sie ein Vorzeichen in dieser Art: Gesetzt den Fall, daß da ein Handel im Gange ist, so gibt der, der etwas zu kaufen vorhat, am Morgen, wenn er aufsteht, auf seinen eigenen Schatten in der Sonne acht, welcher, so sagt er, an dem Tage so und so lang sein sollte; und wenn der Schatten die für diesen Tag festgesetzte Länge hat, so schließt er den Handel ab; wenn nicht, so tut er es auf keinen Fall, sondern wartet, bis sein Schatten dem vorgeschriebenen entspricht. Denn es ist für jeden Tag der Woche eine bestimmte Länge für den Schatten festgesetzt; und der Kaufmann wird kein Geschäft ausführen, bis er seinen Schatten von der Länge findet, die für diesen besonderen Tag festgesetzt ist. [Auch bestimmen sie zu jedem Tag in der Woche eine Unglücksstunde, welche sie Choiach nennen. Zum Beispiel am Montag (ist es) die Stunde der halben Terz, am Dienstag die der Terz, am Mittwoch die der None und so weiter.]

*) oder: Schnur.

Weiter, wenn jemand im Hause ist und einen Handel überlegt und er eine Tarantel sieht (solche, wie sie in diesem Lande häufig vorkommen) an der Wand, vorausgesetzt, daß sie aus einer Ecke herauskommt, die ihm glückbringend scheint, so wird er seinen Handel sogleich abschließen; aber wenn sie aus einer Ecke kommt, die er für unglückbringend hält, so wird er nicht so handeln, auch nicht auf irgendeine Verlockung dazu. Aber wenn er im Begriff auszugehen jemand niesen hört, so wird er fortgehn, wenn es ihm ein gutes Vorzeichen zu sein scheint, aber wenn das Gegenteil der Fall ist, so wird er sich wieder hinsetzen an der Stelle, wo er ist, so lange, wie er denkt, daß er warten muß, um zum zweiten Mal zu gehn. Oder wenn er, auf einem Wege wandernd, eine Schwalbe vorbeifliegen sieht, so wird er weitergehen, wenn ihre Richtung günstig war, wenn aber nicht, so wird er umkehren; sie sind in der Tat schlimmer (in diesen Sonderbarkeiten) als so viele Patarins.

Diese Abraiaman sind sehr langlebig, dank ihrer Enthaltsamkeit im Essen. Und sie erlauben niemals, daß man sie zur Ader läßt an irgendeinem Körperteil.“ . . .

„Da ist eine andere Klasse von Leuten, Chughi genannt, welche in der Tat besondere Abraiaman sind, denn sie bilden einen religiösen Orden, der den Götzen geweiht ist. Sie sind ganz besonders langlebig, jeder von ihnen lebt 150 bis 200 Jahre. Sie essen sehr wenig, aber was sie essen, ist gut, Reis und Milch vor allem. Und diese Leute genießen ein sehr sonderbares Getränk; denn sie machen einen Trank aus Schwefel und Quecksilber, miteinander vermischt, und dies trinken sie zweimal jeden Monat. Dies, sagen sie, verleiht ihnen langes Leben; und dies Getränk sind sie von Jugend auf gewöhnt.

Es sind da einzelne Glieder dieses Ordens, die ein Leben der größten Askese führen, die es in der Welt gibt, indem sie ganz nackt gehen; und sie verehren das Rind. Die meisten von ihnen haben einen kleinen Ochsen von Messing oder Zinn oder Gold, welchen sie über die Stirn gebunden tragen. Bisweilen nehmen sie Kuhdung und verbrennen ihn und machen ein Pulver daraus; und machen eine Salbe daraus und beschmieren sich ganz damit, indem sie das mit derselben Inbrunst tun wie die Christen, wenn sie heiliges Wasser benutzen. [Ebenso streichen sie, wenn ein Fremder, den sie treffen, sie gut behandelt, ihm ein wenig von diesem Pulver mitten auf die Stirn.]

Sie essen nicht von Schüsseln und Tellern, sondern legen ihre Speisen auf Blätter des Paradiesapfels und andere große Blätter; sie benutzen diese niemals grün, sondern nur trocken. Denn sie sagen, die grünen Blätter haben eine Seele in sich, und so würde es eine Sünde sein. Und sie würden lieber sterben, als etwas tun, was ihrer Meinung nach ihre Gebote für Sünde erklären. Wenn jemand sie fragt, wie es kommt, daß sie sich nicht schämen, ganz nackt zu gehen, wie sie es tun, so sagen sie: „Wir gehen nackt, weil wir nackt in die Welt kamen und weil wir nichts an uns zu haben wünschen, was von dieser Welt ist. Überdies haben wir keine bewußte Fleischesssünde, und deshalb schämen wir uns nicht unseres Nacktseins, so wenig wie ihr euch schämt, eure Hand oder euer Gesicht zu zeigen. Ihr, die ihr euch Fleischessünden bewußt seid, tut gut daran, euch zu schämen und eure Nacktheit zu verdecken.“

Sie töten auf keinen Fall ein Tier, nicht einmal eine Fliege oder einen Floh oder eine Laus oder irgend etwas, was Leben hat; denn sie sagen, diese alle haben Seelen, und es wäre Sünde, so zu tun. Sie essen kein Gemüse in grünem Zustande, sondern nur solches, das trocken ist. Und sie schlafen auf dem Erdboden, völlig nackt, ohne ein Stück Zeug auf sich oder unter sich, so daß es ein Wunder ist, daß sie nicht alle sterben, statt daß sie solange leben, wie ich euch erzählt habe. Sie fasten alle Tage im Jahr und trinken nichts als Wasser. Und wenn ein Novize bei ihnen aufgenommen werden soll, nehmen sie ihn eine Weile in ihr Kloster auf und lassen ihn ihre Lebensweise befolgen. Und dann, wenn sie ihn auf die Probe zu stellen wünschen, lassen sie einige der Mädchen holen, welche den Götzen geweiht sind, und lassen sie durch ihre Lockungen die Enthaltsamkeit des Novizen in Versuchung führen. Wenn er gleichgültig bleibt, nehmen sie ihn auf, aber wenn er irgend eine Erregung zeigt, stoßen sie ihn aus ihrer Gemeinschaft aus.

Sie sind solche grausamen und treulosen Götzendiener, daß es wahre Teufelei ist. Sie sagen, daß sie die Leiber ihrer Toten verbrennen, weil, wenn sie nicht verbrannt werden würden, Würmer entstehen würden, welche den Leichnam verzehren würden; und wenn keine Nahrung mehr für sie übrig wäre, würden diese Würmer sterben, und die zu diesem Leichnam gehörende Seele würde die Sünde tragen und die Strafe für ihren Tod leiden müssen. Und das ist der Grund, warum sie ihre Toten verbrennen.“

Von den „Abraiaman“ ist schon kurz vor diesem ganzen Abschnitt (Buch III, cap. 16, Yule II, S. 331 f.) bei der Schilderung der

Perlfischerei folgendes erzählt worden: „(Die Perlfischer) müssen auch den Männern den zwanzigsten Teil von allem, was sie fangen, bezahlen, welche die großen Fische beschwören, daß sie den Tauchern kein Leides antun, welche unter Wasser mit dem Perlen suchen beschäftigt sind. Diese Fischbeschwörer werden Abraiaman genannt; und ihre Beschwörung hält nur den einen Tag vor; denn zur Nacht lösen sie den Zauber, so daß die Fische nach Belieben Unheil anrichten können. Diese Abraiaman verstehen es auch, Tiere und Vögel und alle andern Lebewesen zu beschwören.“

Der Kranz, den der König von Maabar an seinem Halse trug und beim Gebet gebrauchte, ist ein „Rosenkranz“. Ein Kranz von Kugeln zur Abzählung von Gebeten war schon im Brahmanismus gebräuchlich, wurde vollends populär durch den Buddhismus und ist dann auch im Hinduismus, Mohammedanismus und Katholizismus ein Bestandteil des religiösen Lebens geworden (siehe R. E.³ XVII, S. 144 ff., Artikel „Rosenkranz“ von O. Zöckler; Religion in Geschichte und Gegenwart V, Sp. 26 f., Artikel „Rosenkranz“ von O. Clemen; J. H. Schütz, „Die Geschichte des Rosenkranzes“, 1909; Stimmen aus Maria Laach, 1898, Heft 3: Zur Geschichte des Rosenkranzes; H. Thurston, The History of the Rosary in all countries (Journal of Society of arts, 50, S. 61 bis 76).

Die Zahl der Kugeln (104) wird von Marco Polo falsch angegeben. Die Zahlen der Kugeln der in Indien vorkommenden Rosenkränze sind 8, 28, 32, 64, 84, 108, 208, 308 usw.; in Japan haben die Rosenkränze verschiedener Sekten 112 Kugeln. Bei Marco Polo ist sicher die Zahl 108 gemeint. Die Zahl 108 war schon in altbrahmanischer Zeit eine heilige Zahl. Über die Zahl konnte leicht ein Irrtum entstehen. Die Zahl 84 ist entstanden aus der Multiplikation der Zahl der sieben Planeten mit den zwölf Zeichen des Tierkreises. Die Zahl 108 hat man auf dieselbe Weise erhalten, nur hat man den Mond als aufgehend, voll und abnehmend dreifach gerechnet (siehe J. Campbell Oman, The Mystics, Ascetics and Saints of India, London, 1903, S. 39 f.). Es ist nicht der Grund der Entstehung der Zahl 108, sondern eine fromme Auslegung derselben, daß in Japan von den Buddhisten erklärt wird, die Zahl 108 entspreche den 108 sündhaften Neigungen, denen jeder Mensch von Natur zuneige (siehe J. M. James, Descriptive notes on the rosaries (j'iu-dzu), as used by the different sects of Buddhists in Japan, Transactions of the As. Soc. of Japan, IX, 2, S. 174). Ungenauer als Marco Polo berichtet W. Ruysbroek über den Rosenkranz der Buddhisten: „Wo sie auch

immer gehen, haben sie in ihren Händen eine Schnur von ein- oder zweihundert Kugeln, wie unsere Rosenkränze, und sie wiederholen immer diese Worte: „on mani baccam“, das heißt: „Gott, du weißt es“, wie einer von ihnen es mir auslegte“ (§ 285, W. W. Rockhill, a. a. O., S. 145 f.).

Das Wort „Pacauta“ ist das von den Hindu bei ihren Gebeten unzählige Male wiederholte Bagavâ = Pagavâ (Bagavata) = Herr. Das Wort lautet in Sanskrit Bhagavah, Pâli: Bhagavâ, Singhales.: Bagawa, Siam: Phakhava, Tibet: Btsham Idan d'as = der Erhabene, der Herr. Das Wiederholen des Gebets heißt im Hinduismus Jäpä (Jupu).

Der Streifen (oder: Die Schnur) aus Baumwolle kann entweder die allgemeine Kleidung der Inder sein, die aus zwei langen, schmalen Baumwollstoff-Stücken besteht (siehe J. A. Dubois, Hindu manners, customs and ceremonies, Übersetzung aus dem Französischen, Oxford, 1897, S. 326). So sagt Marco Polo (Buch III, cap. 17, Yule II, S. 339) von allen Bewohnern von Maabar: „Der Sittsamkeit wegen allein tragen sie ein kleines Stück Zeug“ (während sie im übrigen nackt gehen). Oder es ist, was wahrscheinlicher ist, die Opferschnur gemeint, die quer über Schulter und Brust getragen wurde (siehe: A. Hillebrandt, Ritualliteratur, Grundriß der iranischen Philologie und Altertumskunde IV, 2, Straßburg i. E., 1897, S. 70).

Zu der Schilderung Marco Polos über den freiwilligen Tod der treuen Vasallen bemerkt, kaum mit Recht, M. Pauthier (Marco Polo, zu dieser Stelle), daß dies keine genuin-indische Sitte sei, wohl aber von den Scythen schon bei Herodot (IV, 71) bekannt und durch diese auch in Indien verbreitet. Eine Parallele zu Marco Polos Erzählung bringt der arabische Kaufmann Soleyman um die Mitte des 9. Jahrhunderts in betreff der Könige in Indien: „Der König hat drei- oder vierhundert von seinen Vasallen um sich, die sich freiwillig seiner Person angeschlossen haben und ohne dazu gezwungen worden zu sein; nachdem er Reis gegessen hat, reicht er auch seinen Begleitern davon; jeder von ihnen tritt der Reihe nach heran und nimmt ein kleines Stück, das er aufißt. Alle, welche von diesem Reis gegessen haben, sind verpflichtet, wenn der König stirbt oder er getötet wird, sich bis auf den letzten Mann zu verbrennen an demselben Tag, an dem der König gestorben ist; das ist eine Pflicht, die keinen Aufschub erleidet“ (siehe M. Reinaud, Relations des voyages arabes dans l'Inde et à la Chine au neuvième siècle de notre ère I, S. 120).

Auch aus andern Ländern ist die Sitte bezeugt. Im alten Äthiopien herrschte sie. Diodor von Sizilien erzählt: „Sie sagen aber, daß es bei ihnen Sitte sei, daß die Freunde eines Königs ihm bei seinem Tode freiwillig in den Tod folgen, und daß solch ein Tod rühmlich und ein Beweis wahrer Freundschaft sei“ (Ausgabe von A. F. Didot, Paris, 1848, S. 130, Lib. III, 7). Auch wird aus dem 17. Jahrhundert aus Indien bezeugt, daß außer der Witwe, die sich mit dem Gatten verbrennen ließ, sich die Sklavinnen der Frau freiwillig nach wildem Tanz um den Scheiterhaufen in die Flammen stürzten (siehe F. Bernier, a. a. O., S. 310 f.). H. Yule (Marco Polo II, S. 347) führt eine Fülle weiterer Beispiele an. In Japan ist der freiwillige Selbstmord (Junshi) beim Tode des Kaisers Mutsuhito (30. Juli 1912) nicht nur vom General Nogi, sondern auch von andern Personen vollzogen worden (siehe E. Schiller, Thronwechsel in Japan, in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, 1912, S. 297 ff.).

Für die Erzählung des Marco Polo, daß zum Tode verurteilten Verbrechern gestattet worden sei, sich zu Ehren einer Gottheit selbst zu töten, findet sich keine Bestätigung von anderer Seite. Freiwilliges Sich-töten bei Götterfesten, Sich-überfahren-lassen durch den Wagen der Jagannath, Sich-den-Kopf-abschlagen, Todessturz vom Feisen, freiwilliger Feuertod, Verwundungen mit Messern, das sind Dinge, die bis heute aus religiöser Begeisterung häufig in Indien ausgeübt werden (siehe W. Ward, a. a. O. III, S. 330 ff.; J. A. Dubois, a. a. O., S. 606 ff., 645; F. Bernier, a. a. O., S. 304 ff.). Es wäre wohl sehr unwahrscheinlich, aber immerhin möglich, daß Marco Polo hier einer Vermischung zweier verschiedener Bräuche begegnet ist, einmal des freiwilligen Todes aus religiösen Motiven, sodann der in Indien viel geübten Gottesgerichte, die durch Feuer oder Wasser oder andere Proben Schuld oder Unschuld der Angeklagten erweisen sollten.

Bei der Darstellung der Witwenverbrennung (Satī) tritt bei Marco Polo nicht deutlich hervor, daß es sich um eine brutale Grausamkeit handelt, daß man Witwen, die sich nicht verbrennen lassen wollten, dazu zwang oder sie, wenn sie weiterlebten, ächtete (siehe W. Ward, a. a. O. III, S. 308 ff.; P. Wurm, Geschichte der indischen Religion, Basel, 1871, S. 110; W. J. Wilkins, Modern Hinduism, London, 1887, S. 377 ff.; J. N. Farquhar, The crown of the Hinduism, London, 1913, S. 98 f.). Witwentötung und Witwenverbrennung wird auch von anderen Völkern glaubwürdig berichtet, so von den

Komantchen, den Indianern Kaliforniens und Panamas (siehe H. R. Schoolcraft, *Historical and statistical information respecting the History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States*, Philadelphia, 1851—60, II, S. 133; B. Seemann, *Narrative of the voyage of the Herald during the years 1845—51*, London, 1853, I, S. 316).

Die Hochstellung des Rindes ist ein Teil der indischen Tierverehrung. An der ersten Stelle, an der von der Rinderverehrung gesprochen wird, ist diese allgemein von allen Indern ausgesagt. Die Govi (= Pariahs) durften streng genommen das Rindfleisch auch nicht essen, auch wenn die Tiere „eines natürlichen oder andern Todes“ starben (siehe J. A. Dubois, a. a. O., S. 645; W. Crooke, *The popular Religion and Folklore of Northern India*, Westminster, 1896, II, S. 226 f.; W. Crooke, *The veneration of the cow in India, Folk-Lore*, London, 1912, S. 275 ff.). Aber es geschah vielfach trotzdem. Daher heißen die niederen Klassen: Halál Khor = die, denen alle Nahrung erlaubt ist, oder Sab-khawa = Allesesser.

An einer späteren Stelle wird dann bei der Schilderung der Chughi noch einmal von diesen gesagt, daß unter einem Teil derselben Rinderverehrung in besonderer Weise gepflegt wurde, daß sie kleine Rinderfiguren an der Stirn trugen und daß sie sich mit einer Salbe aus Kuhdungasche salbten. Zeichen oder Gegenstände an der Stirn tragen die Brahmanen allgemein; am gebräuchlichsten war das Lingam, eine kleine Darstellung des Phallus, die man mit einem Band auf der Stirn befestigt trug. Das Tragen von kleinen Rinderfiguren ist sonst nicht nachweisbar. Das Einreiben des Körpers mit Kuhdungasche ist weit verbreitet (siehe J. A. Dubois, a. a. O., S. 113 ff., 336 ff.).

Als etwas Verächtliches galt der den Mohammedanern in Indien beigelegte Namen Chandáls = Kuhesser (siehe H. M. Elliot, *The history of India*, London, 1867—77, I, S. 172, 193).

Das Sitzen auf der Erde hängt sicherlich, wie von Marco Polos Worten richtig angedeutet wird, mit der Verehrung der Erde als Mutter alles Lebens zusammen. Noch heute haben einige Stämme in Indien einen ausgebildeten Kultus der Erdmutter. Der Engländer Harrison sagte zu Tecumeh, dem Häuptling der Shawnees, er solle sich zu ihm, als seinem „Vater“ setzen. Darauf der Häuptling: „Nein, die Sonne dort ist mein Vater, und die Erde ist meine Mutter, ich will an ihrem Busen ruhen.“ Und er setzte sich auf die Erde (E. B. Tylor, a. a. O., I, 295). Die Verehrung der Erdmutter ist in

ungezählten Bräuchen bis heute erhalten geblieben, auch im heutigen Deutschland (A. Dieterich, *Mutter Erde*, Leipzig und Berlin, 1913, S. 14 ff.).

Die Waschungen sind jedem Hindu wichtig. Hiuen Tsang sagt von dem Hindu: „Alle waschen sich vor dem Essen.“ „Nach dem Essen reinigen sie ihre Zähne mit einem Weidenstäbchen und waschen sich ihre Hände und den Mund.“ „Jedesmal, wenn sie eine natürliche Verrichtung ausüben, waschen sie ihre Körper und benutzen Wohlgerüche aus Sandelholz und Gelbwurzel“ (siehe Ed. S. Beal, a. a. O., S. 77). Dreimaliges Waschen des ganzen Leibes galt als Regel. Das wenigste war das zweimalige Waschen vor den großen Tagesmahlzeiten (siehe F. Bernier, a. a. O., S. 327; W. Ward, a. a. O., S. 249 ff., 278 ff.). Was Marco Polo über die linke Hand sagt, ist richtig. Bei den Waschungen wäscht man die linke Hand zuerst zehnmal, dann beide Hände siebenmal, dann den Rücken der linken Hand sechsmal (siehe W. Ward, a. a. O., I, S. 199, III, S. 251).

Die Art des Trinkens, die ähnlich von den Bewohnern Sumatras berichtet wird (siehe W. Marsden, *History of Sumatra*, London, 1811, S. 61), hat ihren Grund bei den Indern darin, daß sie durch Berührung, indirekter Art sogar, fürchteten, ihre Kaste zu verlieren.

Das Trinken berauschender Getränke, das auch der Buddhismus verboten hat, war den Brahmanen verboten, und Enthaltsamkeit galt im ganzen Hinduismus als fromm (siehe F. Bernier, a. a. O., S. 253; J. A. Dubois, a. a. O., S. 189). Aber so streng und allgemein, wie Marco Polo es hingestellt hat, wurde doch die Abstinenz nicht innegehalten.

Die Tarantel galt verkehrterweise als besonders giftig, ihr Biß als besonders schmerhaft. Die Begegnung mit Spinnen gilt vielfach als unheilvoll, doch hängt das von Ort und Zeit der Begegnung ab. Sie können auch glückbringend wirken. So denkt man ja noch heute in Europa (siehe N. W. Thomas, Artikel *Animals (Spider)* in E. R. E. I, S. 528).

Bei der Erwähnung der seefahrenden Leute als unrein und verworfen fügen einige Handschriften des Marco Polo hinzu: „denn das, meinen sie, können nur verzweifelte Leute sein“ . . . (siehe H. Lemke, a. a. O., S. 459). Es ist nicht richtig, was Marco Polo behauptet, daß die seefahrenden Leute nicht zeugnisfähig waren (siehe J. Jolly, *Recht und Sitte*, Straßburg, 1896, S. 141, Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde von G. Bühler II, 8).

Alles, was Marco Polo von den Physiognomen, der Furcht der Inder vor Vorzeichen, vor dem Niesen usw., was er von dem Horoskopstellen, dem Schattenmessen, dem Tagewählen usw. und was er von den Tempeldirnen und dem Geschlechtsverkehr der Götter mitteilt, ist durchaus richtig und wird vielfach bestätigt (siehe F. Bernier, a. a. O., S. 321 ff., 161 ff., 245 ff.; Chantepie de la Saussaye, a. a. O., II, S. 72, 152 f.; W. J. Wilkins, a. a. O., S. 15 f., 86 f.; W. Ward, a. a. O., I, S. 194 ff.; III, 211 ff., 306; P. Wurm, a. a. O., S. 92; J. N. Farquhar, a. a. O., S. 251 ff.; D. Parthay, a. a. O., S. 120). Nur erklärt sich religiöse Nacktheit in Wirklichkeit anders als sie bei Marco Polo begründet wird. Es liegen verschiedene Gedanken derselben zugrunde. Einmal haftet den Kleidern Unreinigkeit an, darum legt man sie ab beim Kultus. Sodann spielt die Tabu-Vorstellung hinein: waren die Kleider beim Kult gebraucht, so waren sie tabu, man konnte sie im Alltag nicht mehr tragen. Oder es liegt die Idee vor, daß der nackte Mensch sich in den Zustand der unschuldigen Kinder versetzt, oder die, daß er sich dem göttlichen Wesen dadurch nähert. Die letzten Gedanken haben wohl bei den indischen Fromnien, von denen Marco Polo berichtet, vorgelegen (J. Heckendorf, *De nuditate sacra sacrisque vinculis*, Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, 9. Band, Gießen, 1911; H. Oldenberg, Religion des Veda, S. 398, 494).

Das zur Bezeichnung der Unglücksstunden gebrauchte Wort „Choiach“ ist nach H. Cordier (siehe H. Yule, Marco Polo II, S. 368) wahrscheinlich Thoiach zu lesen = *Tyâjya*, von den Mohammedanern genannt: *Tiyâch* = verworfen, ungünstig.

Die Behauptung Marco Polos, daß die Hindu ihre Götter schwarz und ihre Teufel weiß malen, ist unrichtig. Die Gesichter der Götter haben und hatten sehr verschiedene Farben. Tatsache ist allerdings, daß es viele schwarze Götter gibt; die Bemerkung über die Teufel beruht vielleicht auf der Beobachtung, daß Shiva, der große Zerstörer, mit weißem Gesicht dargestellt wird. Aber auch andere Götter haben ein weißes Gesicht, z. B. der Wassergott Vuroonu, der Mondgott Somu oder Chundru, der Erdgott Buluram u. a. (siehe W. Ward, a. a. O., III, S. 6 ff.). Von den Abessiniern wird bei Th. Waitz (Anthropologie der Naturvölker, II, Leipzig, 1860, S. 503) berichtet, daß sie böse Menschen und den Teufel weiß malen.

Auch Marco Polos Mitteilungen über die Brahmanen (Abraian) bedürfen der Richtigstellung. Es gab Brahmanen durchaus nicht nur in Lar, auch haben sie nicht von dorther ihre Verbreitung

gefunden. Unter den Brahmanen gibt es auch Kaufleute; doch war und ist ihnen der Handel mit bestimmten Dingen, Sesam, Salz, Giften, Wohlgerüchen, Gemüsen und Früchten verboten. Aber es sind nicht alle Brahmanen Asketen oder Priester. Marco Polos Darstellung ist hierin recht unklar. Nach dem Wortlaut seiner Darstellung müßte man annehmen, daß auch die brahmanischen Kaufleute Asketen waren. H. Yule (Marco Polo II, S. 367) weist nach, daß Marco Polos sehr günstige Urteile über die Brahmanen damals wohl verbreitet, aber doch nicht allgemein waren. Langlebigkeit wird ganz allgemein den indischen Asketen beigelegt (siehe J. N. Farquhar, a. a. O., S. 252; W. J. Wilkins, a. a. O., S. 99 f.). Aber, wie schon gesagt, waren nicht alle Brahmanen Asketen (siehe J. A. Dubois, a. a. O., I, 411). Den Trank der Langlebigkeit, den Marco Polo beschreibt, hat Arghun Khan von Persien zu seinem Unheil probiert. Nachdem er ihn acht Monate getrunken hatte, starb er (siehe J. v. Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilkhane, Darmstadt, 1842, 43, I, S. 391 ff.). Die Bemerkung Marco Polos, daß die Brahmanen niemals zur Ader gelassen worden seien, weist auf die weitverbreitete, bei vielen Völkern vorkommende Scheu zurück, das Blut von solchen Personen zu vergießen, die irgendwie aus der Menge herausragten und tabu waren. So wurde es vermieden, das Blut von Königen zu vergießen. So ist Priesterblut tabu; wem ein Tropfen Blut von solchen Menschen auf den Leib fällt, der wird dadurch auch tabu (J. G. Frazer, a. a. O.³ II, 239 ff.).

In den Chughi (Çaiguy) sieht G. Pauthier (Marco Polo, zu dieser Stelle) die Sanghîs, eine Djaina-Sekte, auf die das etwa zutrifft, was Marco Polo sagt. Von diesen Asketen sagt J. F. Bochinger (La vie contemplative, ascétique et monastique chez les Hindous, Straßburg, 1831, S. 234): „Die Djainas teilen sich in mehrere Klassen. . . . Die dritte wird von denen gebildet, welche einen höheren Grad der Heiligkeit erstreben als die beiden ersten, und sie werden maha-vratas genannt, d. h. die, welche die großen Gelübde abgelegt haben. Früher mußten sie ganz nackt gehen und bedeckten sich nur die Schamteile. . . . Der höchste Grad der Heiligkeit ist derjenige der sanniasi-nirvana oder yati, diese müssen ganz nackt gehen.“ H. Yule (Marco Polo, zu dieser Stelle) liest Cuigui und sieht in ihnen die Jogi (Yogui). In den Fragen der Askese, auf die es hier ankommt, besteht zwischen beiden Sekten große Ähnlichkeit. Die Jogi sind die Gymnosophisten der Alten, als solche den Griechen schon bekannt (siehe Aristobulos, Fragment 34, S. 105; 10, S. 51;

Strabo XV, 1, 70, 719; Porphyrios, De Abstinentia ab esu animalium IV, 17 f. [Ausgabe von Rhoer, S. 355 ff.]). Pseudo-Callisthenes (Ausgabe von C. Müller IX, 104 f.) erzählt, die Brahmanen gingen nackt umher. Hieronymus (Adv. Jov. IV, 186) gebraucht das Wort von den Buddhisten (siehe Chr. Lassen, Indische Altertumskunde, Bonn und Leipzig, 1847—58, I, S. 580 ff.). J. H. Grosse (Voyage to the East Indies, 1772, Französische Übersetzung von M. Hernandez, Paris, 1774, S. 286) sagt: „Diese Gymnosophisten waren keine Brahmanen . . . sie gehörten zu der Sekte derer, welche jetzt Gioghis (Jogi) heißen. . . . Ihr kennzeichnender Grundsatz war die Absage an die Welt, die Kontemplation in ihrem höchsten Grade, das Leben von Eremiten oder Wanderern; endlich die Nacktheit, von der ihr griechischer Name (*Γυμνοσοφίσται* *Γυμνῆται*) herrührt.“ Alles, was Marco Polo von den Jogi, um die es sich wohl nach H. Yules richtigem Urteil handelt, sagt, liegt im Rahmen des Nachweisbaren und Glaublichen (siehe F. Berner, J. A. Dubois und die oben S. 143 angegebene Literatur; außerdem G. A. Herklots a. Ja' far Sharif, Quanoon-e-Islam or the customs of the Moosulmans of India, London, 1832, S. 303 bis 407; J. Campbell Oman, a. a. O., S. 5, 143, 210, 224, 269).

Auch die Mitteilung über die Beschwörertätigkeit der Brahmanen beim Perlenfischen liegt im Rahmen des Möglichen, auch wenn sich aus der heutigen Zeit eine ähnliche Tätigkeit von Brahmanen nicht belegen lässt, wie H. Yule (Marco Polo II, S. 337) hervorhebt. Derartige Funktionen waren den Brahmanen nicht fremd (siehe W. Ward, a. a. O., I, S. 211; III, 306), wenn diese Tätigkeit auch nicht ihnen besonders oblag. Diese Haifisch-Beschwörer (tamulisch: *Kadal-Kattī* [See-Beschwörer] hindostanisch: *Hai-banda* [Haifisch-Beschwörer] genannt) üben heute noch in Indien ihre Funktionen aus. Über ähnliche Fischerei-Zaubereien vergleiche man J. G. Frazer, The golden Bough, a study in magic and religion, 3. Aufl., London, 1911, I, 1, S. 108 ff.

Im Rückblick auf den ganzen Bericht Marco Polos über den Hinduismus ist man wie bei dem Bericht über China genötigt zu sagen, daß Marco Polo eine auch nur einigermaßen klare Vorstellung von den Religionen Indiens fehlt. Er weiß nichts von den Systemen der indischen Religionen und hat auch keine klare Kenntnis der Einzelheiten und Unterscheidungen der Dinge der praktischen Religiosität, von denen er berichtet. Was er gibt, ist eine inhaltsreiche, bunte Aneinanderreihung interessanter Einzelheiten, deren

Gesamtinhalt als richtig und gut beobachtet bezeichnet werden kann trotz der Irrtümer im einzelnen. Aus dem Rahmen seiner Zeit heraus geurteilt, ist, was er berichtet, viel, zumal er doch in Indien nur kurze Zeit geweilt hat im Verhältnis zu der langen Zeit, die er in China war. Von einem Kaufmann des 13. Jahrhunderts kann mit Billigkeit niemand mehr erwarten als diese anschaulichen und oft tief in Einzelheiten sich versenkenden Schilderungen, die ruhiges Urteil, Vorurteilslosigkeit und Verständnis beweisen. Im Verhältnis zu dem Bericht über China, wo Marco Polo so lange gelebt hat, steht dieser Bericht über den Hinduismus weit höher. Vielleicht daß er hier auf der Rückreise, von allen Geschäften frei, sich diesen Studien mit mehr Muße hingeben konnte, als in dem aufreibenden Leben an Kublais Hof und inmitten seiner Amtsgeschäfte, die ihn immer wieder auf die materiellen Dinge des Geschäftslebens und der Staatsverwaltung alle Kraft zu konzentrieren zwangen. Alle auf seiner Heimreise von Marco Polo gemachten Beobachtungen und über die auf der Heimreise berührten Länder geschriebenen Berichte zeichnen sich durch große Ausführlichkeit und klare Beobachtung aus. Diese Muße hat ihn allerdings auch dazu verleitet, eine Menge von Berichten über Länder, die er nicht selbst besucht hat, einzustreuen. Bei diesen häufen sich dann gleich die fabelhaften Geschichten, und zwar nicht nur auf dem Gebiet der Religion: da wird von der Männer- und Fraueninsel erzählt, von den Schwanzmenschen, vom Vogel Rock und andern wunderbaren Tieren usw. Das mindert aber nicht den Wert der Berichte Marco Polos, sondern steigert die Bedeutung dessen, was er aus eigener Anschauung erzählen kann.

§ 5.

Der Islam.

Den Islam konnte Marco Polo als etwas Bekanntes behandeln. Daher gibt er nur wenige Berichte über ihn, die nicht so gründlich in das religiöse Leben des Islams hineinleuchten, wie seine Mitteilungen über das praktisch-religiöse Leben der vorher besprochenen Religionen. Er erwähnt den Islam hie und da nur als vorhanden, auch wo er damals nachweisbar eine ziemliche Rolle spielte (z. B. in Kanchau [Campichu], in Kansuh, Buch I, cap. 44.

Yule I, S. 219, siehe oben S. 48), wie der gleiche Fall auch beim Nestorianismus mehrfach feststellbar ist, er nennt die sarazenischen Astrologen an Kublais Hof und berücksichtigt die Beteiligung der Mohammedaner an der religiösen Weihe des Geburtstages Kublais (Buch II, cap. 33, Yule I, S. 446 und Buch II, cap. 14, Yule I, S. 387, siehe oben S. 71 und 39). Er erwähnt kurz, daß in Zentral- und Vorder-Asien viele Mongolen zum Islam übergetreten seien (Buch I, cap. 53, Yule I, S. 258, s. o. S. 61), daß in Kaschmir (Buch I, cap. 31, Yule I, 166 ff., s. o. S. 52 ff.) und in Indien (Buch III, cap. 17 ff., Yule II, S. 339 ff., s. o. S. 86 ff.) die Mohammedaner das Schlächterhandwerk ausüben, weil dort die Buddhisten und hier die Hindu kein Tier töten durften, daß der heilige Thomas unter dem Titel eines „heiligen Mannes“ (Avarian) auch bei den Mohammedanern hochverehrt werde (Buch III, cap. 19, Yule II, S. 343). Selbst bei der nach Hörensagen von Marco Polo erzählten Geschichte von der hängenden Säule in der christlichen Kirche in Samarkand (Buch I, cap. 34, Yule I, S. 183 f.), die schon oben (S. 18) berührt wurde, wird der Islam nur ganz nebenbei erwähnt, trotzdem er in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Denn nach dieser fabelhaften Geschichte hatten die Christen einen heiligen Stein der Mohammedaner unter dem Schutze eines „christlichen“ Fürsten aus einer Moschee gestohlen und in ihre Kirche als Fußpunkt einer Säule hineingebaut. Unter dem nächstfolgenden Herrscher erwirkten die Mohammedaner den Befehl, daß die Christen den Stein zurückgeben mußten. Kennzeichnend ist, daß Marco Polo auch über die Erzwingung der Rückgabe dieses gestohlenen Steines entrüstet berichtet, trotzdem doch solch Zauberstein oder heiliger Stein des Islams für die Christen gar keinen Wert hatte, ihnen vielmehr ein Abscheu hätte sein sollen. Aber Marco Polo liegt bei der Geschichte alles an dem Wunder, daß nun die Säule, nachdem ihr Fundament beseitigt worden war, ohne den Erdboden unten zu berühren, wie ein oben befestigter Faden in der Luft schweben blieb, wie die Fabel meldete. Der Islam ist ihm dabei nur der gleichgültige Hintergrund.

Aber neben diesen beiläufig eingestreuten Bemerkungen und Notizen finden sich bei Marco Polo doch noch einige Schilderungen, welche sich eingehender mit dem Islam beschäftigen. Es sind wieder besondere Einzelheiten, nicht lehrhafte Abhandlungen, die den Inhalt bilden, auffallende Dinge, die sein Interesse erregten.

a) Maßregeln Kublais gegen den Islam, als staatsgefährlich.

Buch II, cap. 23, Yule I, S. 420.

Kublai gewährte lange dem Islam weitherzige Duldung an seinem Hof und in seinem Land. Da entstand unter dem Mohammedaner Achmath in Peking eine Revolte. Da wurde Kublai, so erzählt Marco Polo, auf „die Sekte der Sarazenen“ aufmerksam, welche jedes Verbrechen entschuldigen, wenn es an solchen begangen wird, die nicht zu ihrer Religion gehören“. Kublai äußerte sein größtes Entsetzen über sie, als er von ihren Grundsätzen hörte. „Er lud die Sarazenen vor sich und untersagte ihnen viele Dinge, die mit ihrer Religion verbunden sind. So befahl er, daß sie ihre Ehen auf mongolische Art schließen mußten und untersagte ihnen, die Schlachttiere durch Abchneiden der Kehle zu töten, sondern befahl, daß sie nach mongolischer Art ihnen den Bauch aufschneiden mußten.“

Zu dieser Erzählung ist zuerst zu sagen, daß sie samt der ganzen Erzählung über die Achmath-Episode zu den Stellen gehört, die nur im Text des Ramusio und in keiner andern Handschrift enthalten sind.

Als Tatsache steht fest, daß schon Chinghiz-Khan den Mohammedanern Beschränkungen auferlegt hatte. Das betreffende Gesetz wurde unter Kublai erneuert und hatte sieben Jahre lang Geltung. Als aber darauf die Mohammedaner den Hof Kublais zu meiden anfingen und der Handel dadurch litt, hob Kublai das Gesetz auf (siehe H. H. Howorth, a. a. O., I, S. 112, 273).

C. D'Ohsson (a. a. O., II, S. 490) verzeichnet einen andern Grund der Abneigung Kublais gegen die Mohammedaner als Marco Polo. Kublai habe einmal mohammedanischen Kaufleuten Speisen gesandt. Diese hätten sich geweigert, sie zu genießen, weil die Tiere, deren Fleisch ihnen gesandt war, nicht nach ihrem Ritus geschlachtet seien. Das habe Kublai sehr verdrossen. Damit habe sich ein anderer Anlaß zusammengereiht. Christen hätten Kublai das Koranwort mitgeteilt: „Tötet alle die, welche mehrere Götter anbeten.“ Islamische Gelehrte hätten, von Kublai befragt, das Vorhandensein dieses Wortes zugeben müssen. Auf die Entgegnung, daß sie doch diesem Worte nicht gehorchten, hätten sie geantwortet, es sei jetzt noch nicht möglich. Da sei Kublai sehr zornig geworden und habe sie einkerkern lassen. Aber andere, schlauere islamische Gelehrte hätten Kublai gesagt, das Wort gelte nur von denen, die

das Dasein Eines höchsten Gottes leugneten. Daher gelte es von den Mongolen nicht. Diese Antwort habe den Khan befriedigt, er habe die Eingekerkerten wieder befreien lassen und dem Islam weitere Duldung gewährt.

Die chinesischen Annalen wissen davon zu melden, daß Marco Polo in der Achmath-Episode dem Kaiser seinen Rat geben durfte. Kublai forderte, so erzählen sie, Polo, das Mitglied des Geheimen Rats, auf, ihm die Gründe darzulegen, welche Wangchu bewogen hätten, den Mord (an Ahamas [Achmath]) zu begehen". [Wangchu hatte den Empörer Achmath, der lange Jahre Kublais Vertrauter war, erschlagen.] „Polo sprach mit Freimut von den Verbrechen und Erpressungen Ahamas", die ihn zum Gegenstand des Abscheus im ganzen Reiche gemacht hätten. Dem Kaiser wurden so die Augen geöffnet, und er pries Wangchus Mut" (siehe De Mailla, a. a. O., IX, S. 413; W. S. Ament, Marco Polo in Cambaluc: a comparison of foreign and native accounts, Journ. of the Peking, Or. Soc. 1892, III, 2, S. 92—122).

b) Die Erzählung über den „Alten vom Berge“ in Persien.

Buch I, cap. 23—25, Yule I, S. 139 ff.

Dies ist eine der Episoden, bei denen ausdrücklich bemerkt ist, daß Marco Polo hier anderen nacherzählt. „Ich will," so sagt Rusticiano von Pisa, „euch die ganze Geschichte erzählen, wie Messer Marco Polo sie berichtet hat, welcher sie von einigen Ein-geborenen jener Gegend hörte.“ Der Inhalt dieser Erzählung ist in kurzen Worten folgender:

In einem Lande Muleheh *) wohnte „der Alte“, in ihrer Sprache Aloadin (Aloeddin) genannt. Er herrschte mit fürstlicher Pracht über seine gläubigen Anhänger, die ihn zugleich als Propheten verehrten. Er hatte in einem Tale zwischen zwei Bergen ein wahres Paradies geschaffen, mit herrlichen Gartenanlagen, wo wunderschöne Frauen alle Sinnenfreuden darboten, „so wie Mohammed sein Paradies beschrieben hatte“. Eine starke Festung schützte den Eingang zu diesem Garten. Nachdem er sie durch Haschisch betäubt, ließ der Fürst hierher auserwählte, tapfere, junge Männer seines Volkes bringen, die dann, erwacht, sich wirklich wie im

*) Muleheh = Mulhit, pl. Mulahida = Ketzer; Marco Polo sagt, Muleheh bedeute: „Ort der Aram“, wobei wohl an Harám gedacht ist = Gottlose, Verdammte.

Paradies dünkten. Nachdem sie eine Zeitlang diesen Taumel aller Genüsse gekostet, wurden sie, wieder im Haschischrausch, hinausgebracht. Solch Paradies, so ward ihnen verheißen, winke allen denen, die blind dem Fürsten gehorchten. So waren denn auch diese Männer, die „Aschischin“, zu jeder Tat bereit. Sie übten jeden Mord auf ihres Herrn Befehl. Mit Zittern nur dachten die andern Fürsten an des Alten Namen.

Der hatte in seinem Dienst noch andere Fürsten unter ihm in der Gegend von Damaskus und in Kurdistan, die genau so wie er ein Schreckensregiment ausübten.

Im Jahre 1252 hörte Alaü, der Herr der Tartaren in der Levante, von den Verbrechen des Alten und beschloß, dem ein Ende zu machen. Er sandte ein Heer gegen ihn, das nach dreijähriger Belagerung sein Schloß aushungerte. Der Alte ward mit allen seinen Anhängern getötet.

Diese Erzählung, wie Marco Polo sie wiedergibt, war im Orient, ja bis nach China hin weit verbreitet (J. P. A. Remusat, *Nouveaux Mélanges Asiatiques*, Paris, 1829, I, 178; Odorich von Pardenone, siehe H. Yule, *Cathay*, S. 153). Die ihr zugrunde liegenden Tatsachen sind folgende:

Aus der mohammedanischen mystisch-fanatischen Sekte der Ismaälier in Ägypten ging als eine Seitenbewegung die Sekte der Assassinen hervor *), die im Jahre 1090 von Hassan ibn Sabah im Norden Persiens gegründet wurde. Sie erlangte bald große religiöse und politische Macht und verzweigte sich über ganz Vorderasien. Die Festung Alamut (Adlernest) war die stärkste ihrer hundert Festungen in Persien. In Alamut residierten die Nachfolger Hassans, die in Syrien und Turkestan ihre Unterbefehlshaber hatten, mit gleich großem Ansehen wie ihr Fürst. Sie umgaben sich mit religiösem Nimbus, „der Alte vom Berge“ führte in Alamut ein geheimnisvoll verborgenes Leben. Die Assassinen teilten sich in Laien und Geweihte. Durch die Geweihten, die „der Alte vom Berge“ durch eine Verbindung von religiösen und sinnlichen Mitteln blind an sich fesselte, übte er in ganz Vorderasien und Kleinasien eine Schreckensherrschaft aus, die unter den Mohammedanern und den Christen (Kreuzfahrern) ungezählte Opfer gefordert hat. Sein

*) Der Name kommt her von Haschisch, Daher: Haschischía oder Haschischin. Daraus entstand, weil sie durch ihre Meuchelmorde gefürchtet waren, das Wort Assassin. Marco Polos Handschriften schreiben Aschischin oder Asciscin (siehe J. v. Hammer-Purgstall, *Geschichte der Assassinen*, Tübingen und Stuttgart, 1818).

Mittel, zu herrschen, war nicht offener Kampf, sondern der Meuchelmord.

Im Jahre 1254 erfolgte auf Mangu-Khans Befehl ein gewaltiger Vorstoß der Mongolen unter Hulagu nach Vorderasien. Dem fielen auch die Assassinen zum Opfer. Ihr Fürst Ala-uddin Mahomed (Marco Polo: Aloadin) wurde von seinem Sohne Rucknuddin Kurscha ermordet, als schon die Feinde vor den Burgen standen. Rucknuddin ergab sich ohne erheblichen Widerstand (1256). Auf dem Transport zum Hofe Mangu-Khans wurde er ermordet. Die Assassinen wurden in den folgenden Jahren mit großer Grausamkeit von den Mongolen ausgerottet.

Die Sekte ist bis heute aber nicht ausgestorben. Sie zählt im Westen Indiens 50—60 000 Anhänger, ja selbst in Zanzibar hat sie Mitglieder. Sie nennen sich heute Khojas. Sie verehren noch heute einen Nachkommen der Fürsten von Alamut, der ohne politische Macht in Bombay residiert. Noch bis zum Jahre 1840 war der Mittelpunkt der Sekte und der Sitz ihres Fürsten in Persien. Aber 1840 mußte der damalige „Alte vom Berge“ Agha Khan nach Indien fliehen, weil er in Kerman in einen Aufstand verwickelt worden war. Die Sekte hat ihren gefährlichen Charakter längst eingebüßt (siehe H. Yule, Marco Polo, zu der Stelle; Sir Battles Frères, in Homeward Mail, Overland-Times of India, 1881, 14. April).

c) Weintrinkende Mohammedaner in Persien.

Buch I, cap. 15, Yule I, S. 84 und Buch I, cap. 28, Yule I, S. 153.

An der ersten Stelle sagt Marco Polo von den mohammedanischen Persern: „Sie haben reichlich Weizen, Gerste und Wein.“ Dazu bietet der Text des Ramasio folgende Fortsetzung: „Es möchte jemand sagen: „Aber die Sarazenen trinken keinen Wein, der durch ihr Gesetz verboten ist.“ Die Antwort ist diese, daß sie ihren Text so auslegen, daß, wenn der Wein gekocht wird, so daß ein Teil verflüchtigt und der Rest süß wird, sie ihn trinken können, ohne das Gesetz zu brechen; denn dann nennen sie das Getränk nicht mehr Wein, indem mit dem Wechsel des Geschmacks auch der Name verändert wird.“

Die zweite Stelle handelt von den weiten, fruchtbaren Ebenen im Nordosten Persiens, zwischen Taican (Talikan = Tháikán in der Provinz Kalaghan = Kundez) und Casem (= Keshm, Kashm). Diese Ebenen sind „voll von Wein und andern Früchten“. „Die Bewohner sind Verehrer Mohammeds und sind ein böses und mörderisches Volk, deren großes Vergnügen in der Weinschenke liegt;

denn sie haben guten Wein (obwohl er gekocht ist) und sie sind große Säufer. Sie sind in der Tat dauernd betrunken.“

Der Gebrauch von gekochtem Wein ist in Persien mehrfach bezeugt (siehe P. Della Valle, a. a. O. I, S. 689; J. B. Tavernier, The six voyages, London, 1677, V, cap. 21). Guter Wein in Schiras wird von G. T. Vigne (Travels in Kashmir, London, 1842, I, S. 19) gerühmt. Marco Polo erwähnt in Persien (Buch I, cap. 19, Yule I, S. 107) Wein aus Datteln und Gewürz. H. Yule (Marco Polo I, S. 87) weist nach, daß in Persien die Abstinenz vom Wein niemals streng durchgeführt worden ist. Was Marco Polo an der zweiten Stelle erzählt, bestätigt das in hohem Maße (siehe Horatio Southgate, Narrative of a tour through Armenia, Kurdistan, Persia and Mesopotamia, London 1840, II, S. 315 ff.: Remarks on the use of wine and distilled liquors among the Mohammedan of Turkey and Persia).

Die Trunkenheit dieser Perser zeigt, wie schwer die Durchdringung eines Volkes mit den Bräuchen und sittlichen Vorschriften einer neuen Religion ist. Wenn der Islam auch schon seit 642 in Persien die äußere Herrschaft hatte, so waren damit die Sitten und Unsitzen der alten Religion noch nicht beseitigt. Der Parsismus lebt heute noch fort (s. unten S. 112). Keine Religion führt ihre Grundsätze ganz und gleichmäßig durch. Daß die Perser in vorislamischer Zeit stark dem Trunke ergeben waren, hat bereits Herodot (I, 133) berichtet, spätere haben es bestätigt (C. Clemen, Herodot als Zeuge für den Mazdaismus, A. f. Rel., 1913, S. 101 ff., 113; C. P. Tiele, Kompendium der Religionsgeschichte, 4. Aufl. Berlin 1912, S. 202). Im Islam hat es von Anfang an nicht an Vertretern einer milden Praxis den Rauschtränken gegenüber gefehlt. Sogar Genossen des Propheten in Syrien, vor allem Abu Dschandal, ließen sich im Weingenuß nicht beirren. Später hat man die Koranworte durch Exegese erweicht, indem man einmal sagte, nur der Wein sei verboten, andere Rauschtränke nicht, sodann, nur die Berauschtung durch sie, aber nicht ihr Genuß sei verboten (J. Goldziher, Vortlesungen über den Islam, Heidelberg 1910, S. 63 ff.).

d) Trauerbräuche der Mohammedaner am Persischen Meerbusen.

Buch I, cap. 19, Yule I, S. 109 f.

Dort wohnen in der Gegend der Stadt Hormos (Hormuz) schwarze Leute, Verehrer Mohammeds; von denen heißt es: „Wenn

jemand stirbt, so machen sie mit dem Trauern viele Umstände, denn Frauen betrauern ihre Gatten vier Jahre. Während dieser Zeit veranstalten sie jeden Tag wenigstens einmal ein großes Trauern, indem sie ihre Verwandten und Freunde und Nachbarn zusammenrufen und ein großes Weinen und Klagen anheben. (Und sie haben Frauen, welche das Trauern als Geschäft betreiben und es für Bezahlung tun.)

Den letzten, schlecht bezeugten Satz kann man auf sich beruhen lassen. Er besagt auch nichts Besonderes. Denn Klagefrauen fanden und finden sich im ganzen Orient. Auch im Christentum sind sie erst durch energische Maßregeln beseitigt worden (Chrysostomus Hom. 32 in Matth.; Hom. 4 in Hebr.).

Was die Trauerbräuche angeht, so handelt es sich, falls die Angabe von 4 Jahren richtig ist und nicht auf einem Irrtum beruht, offenbar um eine Anpassung der dortigen Sitten an die jene Gegenenden stark beeinflussenden indischen Auffassungen, in diesem Fall durch die Urteile der Inder über den Witwenstand veranlaßt (siehe oben S. 85 f.). Es steht fest, daß der Einfluß indischer Anschauungen auf den Islam und andere Religionen innerhalb und außerhalb Indiens sehr erheblich gewesen ist (siehe J. Goldziher, Mohammedanische Studien, Halle a. d. S., 1889/90, II, S. 133, G. A. Herklots a. Ja' far Sharif, a. a. O. cap. 38 f.; R. Garbe, a. a. O. S. 117 ff., 70 ff.).

e) Verbreitung des Islam auf Sumatra.

Buch III, cap 9. Yule II, S. 284.

Von dem Königreich Ferlec *) heißt es: „Dies Königreich ist so stark von mohammedanischen Kaufleuten besucht, daß sie die Einheimischen zum Gesetz Mohammeds bekehrt haben. — Ich meine die Leute in den Städten, denn die Leute in den Bergen leben durchweg wie wilde Tiere“

Diese Nachricht hat ihr besonderes Interesse darin, daß hier Marco Polo die auch heute noch zu beobachtende Mitwirkung der mohammedanischen Laien, der Kaufleute, an der Ausbreitung des Islams hervorhebt. Über die Einführung des Islams auf Sumatra ist folgendes bekannt: Arabische Kaufleute haben schon im 8. Jahrhundert in ganz Ostasien Handel getrieben. Wieweit sie damals Missionserfolge erstrebt und erzielt haben, ist nicht nachzuweisen. Aber vor Marco Polos Zeit waren außer den Kaufleuten schon mohammedanische Missionare nach Sumatra gekommen. Im Nord-

*) Ferlec = Parlák, an der Nordostspitze Sumatras.

westen begann um 1160 als erster berufsmäßiger Missionar des Islams auf Sumatra Shaykha 'Abdu-llah 'Arif erfolgreich zu wirken. Sein Schüler Burchanu-d'Dīn breitete 1177 den Islam weiter nach Westen aus. Ein anderer Missionar, Johan (Jachān) Shah wurde unter dem Titel Sri Paduka Sultan wie ein Fürst geehrt. Aber die Erfolge dieser Zeit scheinen bald wieder verschwunden zu sein. Doch muß immerhin neben dieser Ausbreitung im Westen der Islam im Nordosten so stark verbreitet gewesen sein, daß sein Dasein stark ins Auge fiel. Darauf deuten Marco Polos Worte, denen voller Glaube gebührt, da die Angabe klar und umgrenzt ist und da bekannt ist, daß er selbst längere Zeit auf Sumatra geweilt hat. Nach Marco Polos Dortsein wurde, etwa um 1300, unter Shaykh Ismā'il eine neue Missionsgesandtschaft aus Mekka ausgesandt, die dauernden Erfolg erzielte. Im Jahre 1345 war der Islam auf Sumatra schon von bedeutendem Einfluß (siehe W. T. Arnold, *The Preaching of Islam*, Westminster, 1896, S. 296; Ibn Batubah a. a. O. IV, S. 230 ff.).

i) Kennzeichnung der Mohammedaner in Abessinien durch einen Strich auf der Stirn.

Buch III, cap. 35, Yule II, S. 427.

Marco Polo erzählt, daß es in Abash, das er in „Mittelindien“ „auf dem Festland“ liegend beschreibt, sechs Königreiche gäbe, von denen drei von christlichen und drei von mohammedanischen Herrschern regiert seien. Der Oberkönig der ganzen „Provinz“ sei ein Christ.

„Die Christen in diesem Lande tragen drei Zeichen auf dem Gesicht, eines von der Stirn bis zur Nasenmitte und eines auf jeder Backe. Diese Zeichen sind mit einem heißen Eisen hergestellt und bilden einen Teil ihrer Taufe; denn nachdem sie mit Wasser getauft sind, werden diese drei Zeichen gemacht, teils als Zeichen ihres Standes und teils zur Vervollständigung ihrer Taufe. Es gibt auch Juden in dem Lande und diese tragen zwei Zeichen; eines auf jeder Backe; und die Sarazenen haben nur eins, nämlich an der Stirn bis zur Hälfte der Nase herab.“

Darauf erzählt Marco Polo eine sehr breite Geschichte, daß der Sultan von Aden (oder: Adel, in der Nordostecke Afrikas) einen christlichen, im Auftrage des abessinischen Oberkönigs nach Jerusalem pilgernden Bischof mit Gewalt habe beschneiden lassen. Von den Bewohnern der „Provinz von Aden“ heißt es: „Die Leute sind

alle Sarazenen und Anbeter Mohammeds und haben einen großen Haß gegen die Christen“ (Buch III, cap. 36, Yule II, S. 438).

Zu Beginn sei sogleich gesagt, daß Marco Polo nicht selbst in Abessinien gewesen ist, er erzählt also hier Fremden nach. H. Yule (Marco Polo II, S. 432) weist eingehend nach, daß auch andere Schriftsteller des Mittelalters Ähnliches von den Abessiniern, den Jacobiten und anderen Sonderkirchen erzählten. Aber es ist bisher nicht das geringste gefunden worden, was sachlich diese Berichte bestätigt. Im Gegenteil, schon Jobi Ludolfi *Historia Aethiopica* (Frankfurt a. M. 1681, Buch III, cap. 6, § 41 f.) hat nachgewiesen, daß diese Berichte sämtlich grundlos seien; und die neuere Forschung hat das bestätigt (siehe M. Lüttke, Artikel: „Abessinische Kirche“ in R. E. ³ I, S. 83 ff.). Ludolf gibt einen Fingerzeig, wie diese Fabel vielleicht entstanden sein könne: bei einigen afrikanischen Völkern übt man eine Brandmarkung der Stirn und der Schläfen aus gesundheitlichen Gründen, um sich gegen Erkältungen zu schützen. Über religiöses Tätowieren überhaupt siehe: Th. Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*, II, Leipzig, 1860, S. 412 f., 503; W. Joest, *Tätowieren, Narbenzeichen und Körperbemalen*, Berlin, 1887, S. 103 f.; S. P. Perdrizet, *La miraculeux histoire de Pandare et d'Echédore*, Archiv f. Rel., 1910, S. 54 ff., 100 ff.). Bei den Kaffern macht der Zauberer die Krieger unverwundbar und für die Feinde unsichtbar durch ein schwarzes Kreuz, das er ihnen auf die Stirn und schwarze Streifen, die er ihnen auf die Backen malt. Die Sitte solcher Tätowierung war auch in Abessinien teilweise gebräuchlich. Über das religiöse Tätowieren der Juden siehe: Exod. 13, 9. 16; Ezech. 9, 4—6; 16, 6. Im Deuter. (6, 8. 9; 11, 18, 20) tritt an die Stelle des Kreuzes, das als Tav des Lebens (geschrieben wie das griechische T) dem zu Beschützenden an die Stirn geschrieben wurde, das Wort. Siehe auch Lev. 19, 28; Jes. 44, 5; Apoc. Joh. 13, 11; 14, 1).

Auch bei den Christen findet sich das Tätowieren mit dem Kreuz oder mit Christi Namen früh. Konstantin verbot das Tätowieren des Gesichts. Die griechische Kirche verbot es überhaupt. Ebenso verbot es ein Konzil zu Calcuth in Northumberland im Jahre 787. Aber die Sitte hielt sich bis ins Mittelalter.

Aber über die Eigenarten der Tätowierung, wie Marco Polo sie schildert, läßt sich nichts feststellen.

So bleibt an diesem ganzen Bericht nur das bestehen, daß es damals in Abessinien sowohl Christentum als auch Judentum als auch

Mohammedanismus gab, und daß in den Nachbargebieten der Islam herrschte. Alles andere muß dahingestellt bleiben.

§ 6

Das Judentum.

Nur an drei Stellen werden von Marco Polo Juden erwähnt. An der einen Stelle wird (Buch III, cap. 22, Yule II, S. 375) über Coilum (an der Westküste Indiens = Quilon, Kulam) gesagt: „Die Leute sind Götzendiener, aber es sind da auch einige Christen und einige Juden.“ Die zweite Stelle ist die, welche bei Abessinien zur Sprache gekommen ist, die Fabel, daß die dortigen Juden zwei Zeichen auf den Backen getragen hätten. Die dritte Stelle findet sich Buch II, cap. 5 (Yule I, S. 343) in der Erzählung von der Empörung des (christlichen) Nayan Khan gegen Kublai Khan, die von Kublai Khan niedergeschlagen wurde.

„Und nachdem der Große Khan, wie ihr gehört habt, Nayan besiegt hatte, da ereignete es sich, daß verschiedene Sorten von Leuten, die zugegen waren, Sarazenen und Götzendiener und Juden und viele andere, die nicht an Gott glaubten, diejenigen höhnten, welche Christen waren, wegen des Kreuzes, das Nayan auf seiner Fahne getragen hatte,“ weil es ihm nicht zum Siege geholfen hatte. Kublai aber schalt diese Spötter.

Hier werden die Juden so eingereiht, als sei ihr Dasein in China etwas Bekanntes. Erwähnt werden sie von Marco Polo nirgends sonst. Daß es viele Juden in China gab, ist hinreichend bekannt. Sie sind, wie man annimmt, zwischen 206 v. und 221 n. Chr. eingewandert. Am bekanntesten ist die Judenkolonie in Kai-fung-fu in Honan. Heute sind sie völkisch und religiös von den Chinesen fast ganz aufgesogen (siehe J. Tobar, *Inscriptions juives de Kai-fong-fu*, Paris, 1900; B. Navarra, *China und die Chinesen*, Bremen, 1901, S. 435 ff.: Eine versprengte Judenkolonie; Artikel „Juvs in China“ von A. M. Hyamson in E. R. E. III, 556 ff.; S. M. Perlmann, *Die Juden in China*, in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1909, S. 368 f.).

Weil sie mit ihren Wurzeln in das Alte Testament zurückreicht, sei hier noch eine Bemerkung Marco Polos angereiht über Gog und Magog. Er sagt mit Bezug auf eine im Nordwesten Chinas an der Großen Mauer liegende Gegend (Tenduc) folgendes:

„Hier ist das Land, welches das Land des Gog und Magog genannt wird. Sie aber nennen es Ung und Mungul nach dem Namen zweier Volksstämme, welche vor dem Eindringen der Tartaren in dieser Gegend wohnten“ (Buch I, cap. 59, Yule I, S. 285).

Gog und Magog sind zwei Namen, die sich an alte Weissagungen anschließen, daß kurz vor der Endzeit aus dem Norden furchtbare Völker hereinbrechen werden (siehe Gen. 10, 2; Hez. 38, 39; Jes. 5, 26; 37, 26; Jer. 1, 15; 4, 6; 6, 1. 22). Diese Völker werden nach der einen Version in Gottes Auftrag Israel vernichten, nach der andern werden sie vor Jerusalem zerschellen. Der Ursprung des Mythus von Gog und Magog ist unbekannt, jedenfalls ist er außerisraelitisch. Unter den Namen dachten die Propheten im einzelnen an bestimmte Völker, zum Beispiel die Scythen. Später hat man diese Bezeichnung auf andere Völker übertragen (H. Greßmann, Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie, Göttingen, 1905, S. 174 ff., 182, 190; W. Bousset, Die Religion des Judentums, Berlin 1903, S. 205 ff.). Diese Weissagung bezog das Mittelalter auf die Mongolen. Hier bei Marco Polo sind die Türken (= Ung-kut) und Mongolen genannt. Ibn Batutah (a. a. O. II, S. 489) sagt: „Der Wall (Chinas) oder die große Mauer des Gog und Magog.“ H. Yule (Marco Polo I, S. 288) hat wohl recht, wenn er annimmt, daß der Gedanke an den Grenzwall oder die Grenzwälle Marco Polo hier im Sinne gelegen habe, daß aber die Erwähnung aus irgendeinem Grunde unterblieben sei. Die Ung-kut waren ein türkischer Stamm, der mit der Verteidigung der Grenze an einer wichtigen Stelle beauftragt war. Ursprünglich galt die von Alexander dem Großen am Derbentpaß gebaute Mauer als gegen Gog und Magog errichtet. Dann erschienen die Mongolen als Gog und Magog, dann die chinesische Mauer als gegen Gog und Magog errichtet. In dem Worte Magog (= Magoli = Magogoli) sah man direkt die Mongolen (siehe J. v. Hammer-Purgstall, Die Geschichte der goldenen Horde, Pest, 1840, S. 34, 68; H. Yule, Marco Polo I, S. 288 f.).

§ 7.

Altpersische Religion.

a) Parsistischer Feuerkult.

Buch I, cap. 13, Yule I, S. 78 ff.

Marco Polo erzählt die Sage von den drei Magiern, die nach ihm in Saba (Sávah) unter wundervollen Grabmonumenten, die er selbst gesehen haben will, begraben liegen. Von der Reise der Magier erzählt er nun, daß sie von dem Jesusknaben einen Stein erhielten. Den warfen sie als wertlos in einen Brunnen. Da schlug aus dem Brunnen eine Flamme empor. Dies heilige Feuer nahmen sie mit in die Heimat. Seitdem hüten sie es in ihren „Kirchen“ (den Feuertempeln des Parsismus); sobald eine Flamme erlischt, holen sie weiter neues Feuer. Dies Feuer „beten sie an als Gott, und alle Opfer, welche sie darbringen, werden mit ihm in Brand gesetzt.“

Daß das die Gräber der Magier waren, so sagte Marco Polo, wußte niemand, man hielt sie für alte Königsgräber. Aber: „Er (Marco Polo) fand (drei Tagereisen von Saba) ein Dorf, das den Namen Cala Ataperistan führte, welches soviel wie „das Schloß der Feueranbeter“ bedeutet. Und der Name ist richtig angewandt, denn die Leute dort beten das Feuer an, und ich will erzählen, warum.“ Darauf folgt die Magier-Geschichte.

Der Abschnitt bietet eine eigenartige Mischung christlicher und parsistischer Bestandteile. Nach dem apokryphen arabischen Kindheitsevangelium (siehe C. v. Tischendorf, *Evangelia apocrypha*, 2. Aufl., Leipzig, 1876, S. 184) gab Maria den Magiern eine Windel Jesu, die sie nach ihrer Heimkehr bei einem Fest öffentlich zeigten: „Deshalb feierten sie ein Fest und entzündeten nach ihrer Sitte ein Feuer und beteten es an und warfen jene Windel in dasselbe hinein.“ Schon hier besteht also eine Verbindung der Magiergeschichte mit dem Kult des Feuers, dem sie die Windel als Opfer darbringen.

Ruinen mit dem Namen Kila'-i-Gabre = „Schloß der Feueranbeter“ gibt es in Persien viele. Eine Lokalisierung des von Marco Polo genannten Ortes Cala Ataperistan (= Kala'Atisch-parastán) ist unmöglich.

In der von Marco Polo überlieferten Form — nur daß dort statt des Steines ein Brot genannt wird — findet sich die Legende schon 350 Jahre früher (siehe *Mas' údi, Les Prairies d'Or*, par Barbier de Meynard et Pavet de Courteille, Paris, 1861 ff., Bd. 4, S. 80).

„Hier ist das Land, welches das Land des Gog und Magog genannt wird. Sie aber nennen es Ung und Mungul nach dem Namen zweier Volksstämme, welche vor dem Eindringen der Tartaren in dieser Gegend wohnten“ (Buch I, cap. 59, Yule I, S. 285).

Gog und Magog sind zwei Namen, die sich an alte Weissagungen anschließen, daß kurz vor der Endzeit aus dem Norden furchtbare Völker hereinbrechen werden (siehe Gen. 10, 2; Hez. 38, 39; Jes. 5, 26; 37, 26; Jer. 1, 15; 4, 6; 6, 1. 22). Diese Völker werden nach der einen Version in Gottes Auftrag Israel vernichten, nach der andern werden sie vor Jerusalem zerschellen. Der Ursprung des Mythus von Gog und Magog ist unbekannt, jedenfalls ist er außerisraelitisch. Unter den Namen dachten die Propheten im einzelnen an bestimmte Völker, zum Beispiel die Scythen. Später hat man diese Bezeichnung auf andere Völker übertragen (H. Greßmann, Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie, Göttingen, 1905, S. 174 ff., 182, 190; W. Bousset, Die Religion des Judentums, Berlin 1903, S. 205 ff.). Diese Weissagung bezog das Mittelalter auf die Mongolen. Hier bei Marco Polo sind die Türken (= Ung-kut) und Mongolen genannt. Ibn Batutah (a. a. O. II, S. 489) sagt: „Der Wall (Chinas) oder die große Mauer des Gog und Magog.“ H. Yule (Marco Polo I, S. 288) hat wohl recht, wenn er annimmt, daß der Gedanke an den Grenzwall oder die Grenzwälle Marco Polo hier im Sinne gelegen habe, daß aber die Erwähnung aus irgendeinem Grunde unterblieben sei. Die Ung-kut waren ein türkischer Stamm, der mit der Verteidigung der Grenze an einer wichtigen Stelle beauftragt war. Ursprünglich galt die von Alexander dem Großen am Derbentpaß gebaute Mauer als gegen Gog und Magog errichtet. Dann erschienen die Mongolen als Gog und Magog, dann die chinesische Mauer als gegen Gog und Magog errichtet. In dem Worte Magog (= Magoli = Magogoli) sah man direkt die Mongolen (siehe J. v. Hammer-Purgstall, Die Geschichte der goldenen Horde, Pest, 1840, S. 34, 68; H. Yule, Marco Polo I, S. 288 f.).

§ 7.

Altpersische Religion.

a) **Parsistischer Feuerkult.**

Buch I, cap. 13, Yule I, S. 78 ff.

Marco Polo erzählt die Sage von den drei Magiern, die nach ihm in Saba (Sávah) unter wundervollen Grabmonumenten, die er selbst gesehen haben will, begraben liegen. Von der Reise der Magier erzählt er nun, daß sie von dem Jesusknaben einen Stein erhielten. Den warfen sie als wertlos in einen Brunnen. Da schlug aus dem Brunnen eine Flamme empor. Dies heilige Feuer nahmen sie mit in die Heimat. Seitdem hüten sie es in ihren „Kirchen“ (den Feuertempeln des Parsismus); sobald eine Flamme erlischt, holen sie weiter neues Feuer. Dies Feuer „beten sie an als Gott, und alle Opfer, welche sie darbringen, werden mit ihm in Brand gesetzt.“

Daß das die Gräber der Magier waren, so sagte Marco Polo, wußte niemand, man hielt sie für alte Königsgräber. Aber: „Er (Marco Polo) fand (drei Tagereisen von Saba) ein Dorf, das den Namen Cala Ataperistan führte, welches soviel wie „das Schloß der Feueranbeter“ bedeutet. Und der Name ist richtig angewandt, denn die Leute dort beten das Feuer an, und ich will erzählen, warum.“ Darauf folgt die Magier-Geschichte.

Der Abschnitt bietet eine eigenartige Mischung christlicher und parsistischer Bestandteile. Nach dem apokryphen arabischen Kindheitsevangelium (siehe C. v. Tischendorf, *Evangelia apocrypha*, 2. Aufl., Leipzig, 1876, S. 184) gab Maria den Magiern eine Windel Jesu, die sie nach ihrer Heimkehr bei einem Fest öffentlich zeigten: „Deshalb feierten sie ein Fest und entzündeten nach ihrer Sitte ein Feuer und beteten es an und warfen jene Windel in dasselbe hinein.“ Schon hier besteht also eine Verbindung der Magiergeschichte mit dem Kult des Feuers, dem sie die Windel als Opfer darbringen.

Ruinen mit dem Namen Kila'-i-Gabre = „Schloß der Feueranbeter“ gibt es in Persien viele. Eine Lokalisierung des von Marco Polo genannten Ortes Cala Ataperistan (= Kala'Atisch-parastán) ist unmöglich.

In der von Marco Polo überlieferten Form — nur daß dort statt des Steines ein Brot genannt wird — findet sich die Legende schon 350 Jahre früher (siehe *Mas' údi, Les Prairies d'Or*, par Barbier de Meynard et Pavet de Courteille, Paris, 1861 ff., Bd. 4, S. 80).

Diese Mitteilung Marco Polos über den noch zu seiner Zeit ausgeübten Feuerkult steht neben der andern, daß er von den Persern im allgemeinen und von denen in Yasdi (= Yezd, Stadt und Reich) im besonderen erzählt: „Die Leute sind alle Sarazenen, d. h. Nachfolger des Gesetzes Mohammeds“, „Die Leute sind alle Verehrer Mohammeds“ (Buch I, cap. 15, Yule I, S. 84 und 88). Der Islam hatte in Persien schon seit 642 die Herrschaft. Aber er hat den Parsismus nie ganz beseitigt. Gerade in der Gegend von Yezd hat sich ein Rest des Parsismus bis heute gehalten (siehe T. W. Arnold, The Preaching of Islam, Westminster, 1896, S. 177 ff.; Encyclopaedia of Religion and Ethics, 1908 ff., VI, S. 147 ff., Artikel „Gabars“. So nannten die Mohammedaner die Zoroastrier Persiens = Ungläubige).

b) Heraufbeschwörung von Finsternis.

Buch I, cap. 18, Yule I, S. 98.

An den Ostgrenzen Persiens wohnte damals der mongolische Volksstamm der Caraonas (Karaunahs), die Marco Polo fälschlich als Mischvolk aus Tartaren und Indern bezeichnet. Von diesem wilden Volke wird erzählt, „daß, wenn diese Caraonas einen Raubzug zu veranstalten wünschen, sie gewisse teuflische Zaubermittel haben, durch die sie die hellen Tage so finster zu machen vermögen, daß ihr kaum den neben euch reitenden Kameraden erkennen könnt; und sie bringen es dahin, daß diese Finsternis sich über ein sieben Tagereisen umfassendes Gelände ausdehnt.“

Diese Mitteilung sowie die sogleich unter c) folgende steht zwar in keiner inneren Verbindung mit der altpersischen Religion, aber es ist die äußere örtliche Verbindung bei beiden vorhanden. Daher ist hier ihre Stelle. Die Mitteilung findet ihrem Inhalt nach ihre natürliche Erklärung darin, daß die Caraonas in geschickter Weise die in der dortigen Gegend noch heute sehr häufigen dichten Nebel für ihre Raubzüge ausnutzten (siehe Major St. Johns in Ocean Highways, 1872, S. 286; Houtum-Schindler, Notes on Marco Polos Itinerary in Southern Persia, Journ. R. As. Soc. 1881, S. 493; P. M. Sykes, Ten Thousand Miles in Persia, London, 1902, cap. 4; Sven Hedin, Zu Land nach Persien, Leipzig, 1910, I, S. 205 ff.).

Naturerscheinungen ungewöhnlicher Art auf die von Menschen veranlaßte Tätigkeit von Göttern oder Teufeln zurückzuführen, ist allen niederen Religionen geläufig. Marco Polo hat die Fähigkeit des Wettermachens sonst noch den Astrologen an Kublais Hof beigelegt (Buch I, cap. 61, Yule I, S. 301) und den christlichen (nestoriani-

schen) Bewohnern der Insel Scotra (Socotra). Von diesen berichtet er (Buch III, cap. 32, Yule II, S. 407) folgendes: „Und ihr müßt wissen, daß auf dieser Insel die besten Zauberer der Welt sind. Es ist wahr, daß ihr Erzbischof ihnen ihr Tun verbietet, soviel er nur kann. Aber es hat keinen Zweck, denn sie erklären, daß ihre Vorfäder so handelten und sie es auch tun müßten. Ich will euch eine Probe ihrer Zauberei geben. Wenn ein Schiff mit einem günstigen und starken Wind vorübersegelt, so verursachen sie einen Gegenwind und zwingen es, umzukehren. Faktisch lassen sie den Wind wehen, wie sie wollen, und verursachen große Stürme und Unglücksfälle; und andere solche Zaubereien vollbringen sie, über welche in diesem Buche besser nichts gesagt wird.“ Auch den Bewohnern Kaschmirs röhmt Marco Polo die Kunst des Wetterzaubers nach (Buch I, cap. 31, Yule I, S. 166 ff.).

In dasselbe Gebiet der Zurückführung merkwürdiger Naturerscheinungen auf die Tätigkeit von Geistern gehört das, was Marco Polo über die Wüste Gobi (Lop) erzählt, und was daher hier Berücksichtigung finden muß. Er erzählt (Buch I, cap. 39, Yule I, S. 197): „Von dieser Wüste wird etwas Merkwürdiges berichtet, daß, wenn Reisende bei Nacht unterwegs sind, und einer von ihnen zufällig zurückbleibt oder einschläft oder ihm sonst etwas begegnet, und er dann seine Gefährten wiedersucht, er Geister reden hört, so daß er meint, es seien seine Kameraden. Öfter rufen ihn die Geister bei Namen; und so wird der Reisende oft irregeleitet, so daß er seine Gesellschaft nie mehr findet. Und auf diese Weise kommen viele um. [Oft hören die verirrten Reisenden es, als wäre es das Trampeln und Summen einer großen Kavalkade von Menschen, aber abseits von der rechten Wegrichtung, und indem sie glauben, daß dies ihre eigene Gesellschaft sei, folgen sie dem Geräusch; und wenn der Tag anbricht, finden sie, daß sie einem Betrug anheimgefallen sind, und daß sie in einer bösen Lage sind.] Sogar am Tage hört man diese Geister sprechen. Und öfter könnt ihr die Töne von verschiedenen Musikinstrumenten hören und noch öfter das Dröhnen von Trommeln.“

Daß solche Geräusche in vielen Wüsten gehört werden, ist bekannt. Man erklärt sie aus den Bewegungen des Sandes infolge des Windes und des Temperaturwechsels (siehe C. Ritter, a. a. O. II, 204; Palladius, a. a. O., S. 5; H. Yule, Cathay, S. 156, 398; Sven Hedin, Zu Land nach Indien, I, S. 333).

Daß in den Wüsten und an wilden Orten solche bösen Geister hausen, ist eine weitverbreitete, schon bei den alten Babylonier und den Israeliten sich findende Vorstellung (siehe F. Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, Jena, 1878, S. 25 ff.; Wolf Graf Baudissin, Artikel „Feldgeister, Feldteufel“ in R. E.³ VI, Seite 1 ff.).

Von der Wüste Gobi sagt Fa-hian (siehe S. Beal, a. a. O., S. 24): „In dieser Wüste sind viele üble Geister.“ Hiuen Tsang (siehe St. Julien, Histoire de la vie de Hiouen Tsang . . ., Paris, 1853, 23, 28, 289) behauptet, in der Wüste Gobi Visionen gehabt zu haben von Heeren und blitzenden Waffen und flatternden Fahnen; auch eine Stimme hörte er: „Fürchte dich nicht.“ Aber auf ein Prajna-Gebet zur Kwan-yin verschwanden die Erscheinungen. In ähnlicher Weise erbetete auf Wunsch seiner Genossen W. Ruysbroek in einer andern wilden Gegend mit Erfolg Gottes Schutz gegen die dort hausenden Teufel, welche sonst die Reisenden zu überfallen und ihnen die Eingeweide aus dem Leibe zu reißen pflegten (§ 295, W. W. Rockhill, a. a. O., S. 161). Sven Hedin berichtet über die Wüste Gobi (Durch Asiens Wüsten, Leipzig, 1899, I, S. 314): „In Jarkent erzählt man sich, daß der Wüstenwanderer von Zeit zu Zeit Stimmen höre, die ihn bei Namen rufen; folge er ihnen, so verirre er sich und komme vor Durst um.“

c) Die Legende über den Sonnenbaum (dürren Baum).

Buch I, cap. 22, Yule I, S. 127 f.

In einer Ebene in Nord-Persien, so erzählt Marco Polo, in der Provinz Tonocain (Tun-o-Kain) findet sich „der „Arbre Sol“ (der Sonnenbaum), den wir Christen „Arbre Sec“ (den dürren Baum) nennen“. H. Yule (Marco Polo I, S. 129 ff.) hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß Marco Polo hier zwei Legendenmotive verbindet. Das eine hat persisch-religiösen Hintergrund und erzählt, daß einige Perser zu Alexander dem Großen kamen und ihm etwas Merkwürdiges zu zeigen versprachen, nämlich mit menschlicher Stimme sprechende Bäume. Sie führten ihn in einen Park, in dessen Mitte sich Sonne und Mond befanden, umgeben von ihren Priestern. Da stand ein männlicher Sonnenbaum und ein weiblicher Mondbaum. Als sie dann in indischer Sprache redeten, wollte niemand es dem Alexander übersetzen.

Das andere Motiv weist auf eine christliche Legende. Diese erzählt von einem trockenen Baum bei Hebron, der dort seit der Schöpfung gestanden habe. Der war grün bis zu Jesu Tod; da verdorrte er und alle Bäume, welche auf der Erde wuchsen. Aber es gibt noch andere Legenden von trockenen Bäumen, die aus einem Stabe Adams, aus dem Stabe des Joseph von Arimathia oder aus der Zahnbürste Buddhas erwachsen sind. Johannes von Marignolli (H. Yule, Cathay, S. 367) fand bei den Buddhisten auf Ceylon eine Verehrung von heiligen Bäumen, die er mit dem Schicksal Jesu in Verbindung setzt: „Und sie sagen, daß sie diesen Ritus durch Überlieferung von Adam (!) empfangen haben und erklären, daß sie diese Bäume anbeten, weil Adam (!) voraussah, daß die zukünftige Erlösung vom Holz kommen werde. Und dies stimmt mit dem Verse Davids überein: „Saget unter den Völkern, daß der Herr am Holz herrschen wird“ (Psalm 96, 10, Vulgata 95, 10, regnabit in ligno [curabit a ligno]).“

Marco Polo schildert den Baum, den er im Auge hat: „Er ist hoch und dick, hat die Rinde auf der einen Seite grün und auf der andern weiß; und er bringt eine rauhe Hülsenfrucht hervor, ähnlich der Kastanie, aber ohne Kern.“ Danach handelt es sich um eine Platanenart. Bei den Platanen kann man in der Tat beobachten, daß sich die Rinde fast immer zuerst an der einen, der Sonnenseite, löst, so daß in der Tat eine Reihe solcher Bäume oft von der einen Seite dunkelgrün, von der andern weiß erscheint. Die Platanen waren heilige Bäume in Persien seit alter Zeit (Dirakht-i-Fazl, Bäume der Gnade). Von der Platane nahmen nach mohammedanischer Tradition Adam und Eva Blätter, um ihre Blöße zu decken. An die seit alters vorhandene Heiligkeit haben die Sagen angeknüpft (siehe H. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes, Heidelberg, 1910, S. 64, 69, 94; A. Marmorstein, Legendenmotive in der rabbinischen Literatur, Archiv für Religionswissenschaft, 1913, Seite 132 f.).

§ 8.

Die Religionen auf Sumatra *).

Islam. Menschen ohne Religion.

Fetischismus. Krankentötung. Kannibalismus.

Buch III, cap. 9 und 10, Yule II, S. 284 ff.

Zuerst heißt es von den Bewohnern Sumatras allgemein: „Die Leute sind alle Götzendiener.“ Marco Polo erzählt, es gebe acht Königreiche auf der Insel.

Vom Königreich Ferlec (= Parlák, an der Nordostspitze) heißt es: „Dies Königreich ist so stark von sarazenischen Kaufleuten besucht, daß sie die Eingeborenen zum Gesetz Mohammeds bekehrt haben. Ich meine die Leute in den Städten, denn die Leute in den Bergen leben durchweg wie wilde Tiere, und essen sowohl Menschenfleisch, als auch alles andere Fleisch, rein oder unrein. Und sie verehren dies, das und jenes; denn faktisch beten sie das Ding, das sie beim Aufstehen am Morgen zuerst sehen, den ganzen übrigen Tag als Gott an.“

Vom Königreich Basma (Pasei, arabisch: Paseman, im Westen Sumatras) und seinen Bewohnern wird gesagt: „Sie sind genau wie die Tiere ohne Gesetze oder Religion.“

Über die Leute im Königreich Dagroian, das nicht feststellbar ist, wird berichtet: „Wenn einer von ihnen krank ist, senden sie zu ihren Zauberern und fragen sie, ob der kranke Mann von seiner Krankheit genesen wird oder nicht. Wenn diese sagen, daß er genesen wird, lassen sie ihn allein liegen, bis er besser wird. Aber wenn die Zauberer prophezeien, daß der kranke Mann sterben wird, so lassen die Freunde gewisse Leute holen, die das Amt dazu haben, den zu töten, der von den Zauberern verurteilt ist zu sterben. Diese Männer kommen und packen soviele Kleider auf den Mund des Kranken, daß sie ihn ersticken. Und wenn er tot ist, kochen sie ihn und rufen des Toten Verwandtschaft zusammen und verzehren ihn. Und ich versichere euch, sie saugen sogar die Knochen aus, bis nicht ein bißchen Mark mehr darin ist. Sie sagen nämlich, wenn irgend etwas Eßbares in den Knochen bliebe, so würden Würmer darin entstehen und dann würden die Würmer aus Mangel an Nahrung sterben. Und der Tod dieser Würmer würde der Seele des toten Menschen zur Last gelegt werden. Darum essen sie ihn auf mit

*) Marco Polo nennt es; „Das kleine Java.“

Stumpf und Stiel. Und wenn sie ihn gegessen haben, dann sammeln sie seine Knochen und legen sie in feine Kästen und tragen sie fort und verwahren sie in Höhlen in den Bergen, wo kein Tier oder ein anderes Lebewesen an sie herankann. Und ihr sollt wissen, daß, wenn sie einen Mann aus einem andern Lande gefangen nehmen und er kein Lösegeld bezahlen kann, so töten sie ihn flugs und essen ihn auf.“

Über den Islam auf Sumatra ist bereits alles Nötige gesagt worden.

Die Bemerkung Marco Polos, die Leute von Ferlec beteten das erste Ding an, das sie am Morgen fänden, bezieht sich auf den Fetischismus der Bewohner Sumatras, die alle ihnen irgendwie auffallenden Dinge, einen Stein, der an merkwürdiger Stelle liegt, u. a. für als mit übermenschlicher Kraft begabt ansehen. Man denkt aber nicht, wie z. B. in Japan, Götter in diesen Dingen wohnend, sondern denkt sie mit Seelenstoff erfüllt. Daß man sie anbetete, ist ein Irrtum. Daß Dinge, die man am Morgen zuerst wahrnimmt, „angebetet“ werden, wird als weitverbreiteter Brauch z. B. von den Bewohnern Javas und den Lappländern durch H. Yule (Marco Polo II, S. 288) nachgewiesen. D. Parthay (a. a. O., S. 124) sagt bei der Beschreibung Ceylons: „Ja, es beten obgedachte Brahminen, wann sie früh ausgehen, alles, was ihnen am ersten begegnet, es seye, was es wolle, an.“

Da die Religion der Bewohner Sumatras im wesentlichen Geisterdienst und Seelenkult war, so fehlten alle äußern Formen religiösen Lebens in Marco Polos Augen, der eben aus dem götterreichen China kam, so sehr, daß er erklären konnte, die Leute im Königreich Basma hätten gar keine Religion.

Daß die Batak bis heute Kannibalen sind, ist bekannt, ebenso, daß sie Verbrecher und Kriegsgefangene verzehrten *) (siehe J. Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra, Berlin, 1847, II, S. 155 ff.). Aber die Einzelheiten der Schilderung Marco Polos von dem Töten der Kranken lassen sich von den Bewohnern Sumatras sonst nicht feststellen. Eigenartig ist, daß für das Aussaugen der Knochen hier die gleiche Begründung gegeben wird wie bei Marco Polos Beschreibung Indiens für das Verbrennen der Toten (Buch III, cap. 20, Yule II, S. 366 f., s. o. S. 90). Ob es sich bei der späteren Stelle, der von Indien handelnden, um eine bloße Wieder-

*) Siehe dazu die Bemerkung über Japan, oben S. 56 f.

holung der die Batak betreffenden Stelle handelt, bleibe dahingestellt. Einleuchtender und sachgemäßer ist die Begründung hier, bei den Batak. Der Gedanke an die Würmer ist nicht so unerhört. In Tibet gilt es heute noch als ein gutes Werk, daß die Toten ihren Leib von den Hunden oder Geiern verzehren lassen. Dort werden die Knochen gemahlen und, mit dem Gehirn vermengt, den Tieren vorgeworfen (Sven Hedin, Transhimalaja, Leipzig, 1909, I, S. 335). Das Aufschlagen der Knochen und das Aussaugen des Markes ist eine Gewohnheit vieler Kannibalen der Vorzeit und der Jetzzeit, sie hat insofern religiöse Bedeutung, als das Mark oft als Sitz der Seele gedacht ist, an der man also dadurch Anteil bekommt (siehe R. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie, Mitteilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig, 1873, S. 15 ff., H. Henkenius, Entstehung und Verbreitung der Anthropophagie, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Wien, 1893, Heft 3; E. R. E. III, S. 200, Artikel „Cannibalism“ von J. A. M. Cullock).

Auch von andern Völkern wird das Töten und Verzehren der alten Leute oder der Kranken bezeugt. Herodot (IV, 26; III, 38, 97, 99) berichtet es von den Massageten und mehreren indischen Stämmen, G. Schweinfurt sagt das gleiche von den Niam-Niam am oberen Nil (Reise nach den oberen Nilländern; Petermanns Mitteilungen, 1871, S. 11 ff.), P. Ehrenreich erzählt, daß die Ipurina-Indianer ihre Kranken durch Ertränken töteten (Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, Berlin, 1891, S. 69 f.).

Odorich von Pardenone, der 1318 bis 1330 in Ost- und Mittelasien war, beschreibt in einem Bericht *) über die südlich Ceylon

*) Der wesentliche Inhalt lautet: „Von dieser Insel (Ceylon) geht man gegen Mittag bis zu einer großen Insel, deren Name Dondin ist. Auf dieser Insel wohnen sehr üble Leute . . . , denn der Vater ißt dort den Sohn und der Gatte sein Weib und das Weib ihren Gatten. Und wenn jemandes Vater oder Mutter krank ist, so geht der Sohn zu einem Priester ihres Gesetzes und sagt ihm: „Herr, geht zu unserm Gott und betet zu ihm und erforscht, ob mein Vater oder meine Mutter von dieser Krankheit genesen wird.“ Dann gehen dieser Priester und dieser Sohn gemeinsam zu ihrem Götzenbild, das aus Gold oder Silber ist, und beten es an und fragen es, ob der Kranke an seiner Krankheit sterben wird oder nicht. Der Teufel antwortet durch den Mund des Götzenbildes ihrer Bitte gemäß. Wenn es antwortet, daß der Vater nicht sterben wird, so pflegt ihn der Sohn sehr sorgsam, bis er geheilt ist. Wenn aber das Götzenbild antwortet, daß er sterben muß, geht der Priester zu dem Kranken und legt ihm eine Decke auf den Mund und erstickt und tötet ihn. Ist der Vater tot, so kommt der Sohn und schneidet ihn in Stücke. Dann verzehren ihn seine Freunde und die Helden des Landes, und ist es eine große festliche Feierlichkeit mit Singen und Tanzen.“

gelegene „große Insel Dondin“ das Leben der dortigen Bewohner und gibt dabei als deren Sitte die gleiche fürchterliche Gewohnheit an, daß sie ihre Kranken nach Befragen ihrer Götter, falls deren Antwort ungünstig lautete, zu töten pflegten. Dieser Bericht lautet fast genau so, wie der Marco Polos über die Batak (siehe *L'Hystoire merveilleuse du grand Khan de Tartarie*, Paris, 1529, 60, 5).

Über das Aufbewahren der Knochen ist bereits zu Buch I, cap. 40, Yule I, S. 203 ff. (s. o. S. 47 f.) eingehend gehandelt worden.

IV. Schluß.

Haben die vorstehenden Untersuchungen den Stoff, der in Marco Polos Buch als für die Religionsgeschichte bedeutsam enthalten ist, zusammengetragen und geprüft, so ist es jetzt möglich, ein Urteil zu fällen über das Buch des Marco Polo als Quelle für die Religionsgeschichte. Wenn man die näheren Umstände und die Eigenart des Verfassers, von denen die Einleitung gesprochen hat, berücksichtigt, so kann man nicht umhin, zu sagen, daß in dem Buch des Marco Polo sehr reichhaltiger Stoff über eine ganze Reihe von Religionen vorliegt. Die Eigenart des Stoffes ist, daß er sich fast gar nicht mit den Lehren der Religionen beschäftigt, sondern fast ausschließlich mit dem praktischen religiösen Leben und den sittlich-religiösen Zuständen der einzelnen Völker. Der Darbietung dieses Stoffes gibt besonderen Wert der Umstand, daß Marco Polo der erste Europäer war, der viele dieser von ihm berichteten Dinge gesehen hat, in sich aufnehmen mußte und in Europa bekannt machte, und daß die Art seiner Schilderungen eine wohltuende Ruhe des Urteils und tiefgehendes Verständnis verrät, trotzdem alle diese Fragen nur an der Peripherie seiner Interessen lagen.

Durch sein verständnisvolles, ruhiges Urteilen hat Marco Polo es erreicht, daß das, was er über diese zum Teil so fremden und merkwürdigen Dinge erzählt, noch heute als im wesentlichen richtig, glaubwürdig und für die Wissenschaft wertvoll bezeichnet werden kann. Was er gesagt hat, ist zum größten Teil auch heute noch wertvolles Material für die Religionsgeschichte. In der Einleitung ist gesagt worden, daß die Darbietungen Marco Polos über andere Lebensgebiete nach der sorgfältigen Prüfung vieler Gelehrten sich als in den Hauptpunkten richtig und gut erwiesen hätten. Das kann nach den vorstehenden Darlegungen und Prüfungen nun auch in bezug auf die die Religionsgeschichte der nichtchristlichen Religionen betreffenden Stoffe in vollem Umfang bestätigt werden. Trotz mancher Unrichtigkeiten ist er ein treuer, vertrauenswürdiger Berichterstatter.

V. Verzeichnis der benutzten Literatur.

- W. S. Ament**, Marco Polo in Cambaluc: a comparison of foreign and native accounts, *Journ. of the Peking Or. Soc.* 1892, III, 2.
- R. Andree**, Die Verbreitung der Anthropophagie, in *Mitteilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig*, 1873.
- T. W. Arnold**, *The Preaching of Islam*, Westminster, 1896.
- M. D' Avezac**, *Recueil de voyages et de mémoires de la Société de Géographie de Paris*, Bd. 4, 1839, *Die Historia Mongalorum des Plano Carpini*.
- E. C. Baber**, *Travels and researches in Western China*, London, 1882.
- I. D. Ball**, *Things chinese*, London, 1892.
- M. Bartels**, *Die Medizin der Naturvölker*, Leipzig, 1893.
- Ibn Batutah, siehe: C. Defrémy.
- W. Graf Baudissin**, Artikel „Feldgeister, Feldteufel“ in *Real-Enc.* ³VI, S. 9 ff.
- S. Beal**, *Buddhist Records of the Western World*, London, 1884.
- E. L. Berezine**, *Histoire des Mongols de Raschid-Eddin*, Petersbourg, 1858/59.
- F. Bernier**, *Voyages (1656—68)*, englische Übersetzung von Archibald Constable, Westminster, 1891.
- I. I. Bochinger**, *La vie contemplative, ascétique et monastique chez les Hindous*, Straßburg, 1831.
- H. Boll**, Der ostasiatische Tierzyklus im Hellenismus, *Actes du 16. congrès internationale des orientalistes. Session d'Athènes. 6.—14. Avril 1912. Athènes 1912*, S. 44 f.
- M. Bonin**, *Voyage du Pékin au Turkestan russe, par la Mongolie, le Koukounor, le Lobnor et la Dzoungarie*, in *La Géographie*, 1901, 15. März, S. 169 ff.
- O. H. Brandt**, *Marco Polos abenteuerliche Fahrten*, Berlin, 1912.
- J. Briggs**, M. K. Firischtha, *History of the Rise of the Mohammedan Power in India*, transl. London, 1829.
- C. Bushell**, *Chinese Art*, London, 1906.
- W. Bousset**, *Die Religion des Judentums*. Berlin, 1903.
- R. Caldwell**, *The Tinnevelly Schanars*, Madras, 1849.
- Plano Carpini, siehe M. D'Avezac.
- V. L. Cameron**, *Acroß Africa*, London, 1877.
- H. W. Cave**, *Golden Tips, A description of Ceylon*, London, 1900.
- B. H. Chamberlain**, *Things Japanese*, London-Yokohama, 1891.
- A. F. Chamberlain**, Artikel „Disease and medicine (American)“ *E. R. E.* IV, 724 ff.
- R. P. Clavijo**, *Narrative of the embassy to the court of Timour*. London, 1859.
- C. Clemen**, Herodot als Zeuge für den Mazdaismus. *Archiv f. Rel.-Wiss.* 1913 S. 101 ff.
- O. Clemen**, Artikel „Rosenkranz“ in *R. G. G. V.* Sp. 26 f.
- R. St. Copleston**, *Buddhism primitive and present in Magadha and Ceylon*, 2. Aufl. London, 1908.

- W. Crooke, The popular Religion and Folklore of Northern India, Westminster, 1896.
W. Crooke, The veneration of the cow in India, Folk-Lore, London 1912. S. 275 ff.
I. A. M. Cullock, Artikel „Door“ in E. R. E. IV, 846 ff. u. „Cannibalismus“, ebenda III, 194 ff.
F. Cumont, Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra I, Introduction, Brüssel, 1899.
- C. Defrémy** et A. B. R. Sanguinetti, Voyages d'Ibn Batoutah, Paris, 1858/59.
N. B. Dennys, The Folklore of China, London und Hongkong, 1876.
A. Dieterich, Mutter Erde, Leipzig und Berlin, 1913.
I. Doolittle, The social Life of the Chinese, London, 1868.
I. A. Dubois, Hindu manners, customs and ceremonies, Übersetzung aus dem Französischen, Oxford, 1897.
F. von Duhn, Rot und Tot, Archiv für Rel.-W. 1906, 1 ff.
- A. I. Edmunds**, Buddhist and Christian Gospels, 4. Aufl. Philadelphia, 1908/09.
P. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde, 1891.
H. M. Elliot, The History of India, London, 1867—77.
Encyclopaedia Britannica, 11. Auflage, Cambridge, 1910 ff.
Encyclopaedia of Religion and Ethics, Edinburgh, 1908 ff. (E. R. E.)
K. Erbes, Die Offenbarung Johannes, Gotha, 1891.
- Fa-Hian**, Siehe: S. Beal.
I. N. Farquhar, The crown of the Hinduism, London, 1913.
I. Ferguson, The Ceylon Directory, Colombo, 1882.
A. Phayre, Im Journ. As. Soc. of Bengal, IV, V, VI. XXXVII, Titel s. im Text S. 59.
M. K. Firishtah, Siehe J. Briggs.
M. Flad, Zwölf Jahre in Abessinien, Basel, 1869.
R. Fortune, Two visits to the Tea-Countries of China, London, 1853.
E. Fraissinet, Le Japon, Paris, 1864.
O. Franke, Ostasiatische Neubildungen, Hamburg, 1911.
G. Frazer, The golden Bough, a study of magic and religion, 3. Aufl. London 1911 ff.
- R. Garbe**, Indien und das Christentum, Tübingen, 1914.
W. Geiger, Ceylon, Wiesbaden, 1898.
E. Glaser, Die Abessinier in Arabien und Afrika, München, 1895.
I. Goldziher, Mohammedanische Studien, Halle a. S., 1889/90.
I. Goldziher, Vorlesungen über den Islam, Heidelberg, 1910.
L. H. Gray, Artikel „Demon and spirits (introductory)“, E. R. E. IV, 565 ff.
H. Greßmann, Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie, Göttingen, 1909.
H. Greßmann, Artikel „Zahlen“ in R. G. G. V, Sp. 2178 ff.
I. I. M. de Groot, The religious System of China, Leyden, 1892 ff.
I. I. M. de Groot, Religion in China, New York und London, 1912.
I. H. Grosse, Voyage to the East Indies (Französische Übersetzung benutzt, von M. Hernandez, Paris, 1774).
A. Grünwedel, Mythologie des Buddhismus, Leipzig, 1900.
H. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes, Heidelberg, 1910.
- H. Haas**, Die erste Kunde von dem Gründer der buddhistischen Religion im Abendland, in der Zeitschrift „Die Wahrheit“, Tokio, 1903.
H. Haas, Geschichte des Christentums in Japan, Tokio, 1902, I.

- H. Haas, „Über den Ursprung des Menschen“, aus dem Kanon des chinesischen Buddhismus, A. f. Rel. Wiss. 1909, S. 507 ff, 527 ff.
- H. Hackmann, Der Buddhismus, Tübingen, 1906.
- I. v. Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilkhane, Darmstadt, 1842/43.
- I. v. Hammer-Purgstall, Geschichte der Assassinen, Tübingen und Stuttgart, 1818.
- I. v. Hammer-Purgstall, Die Geschichte der goldenen Horde, Pest, 1840.
- E. S. Hartland, Artikel „Death and disposal of the Dead“, E. R. E. IV, 426.
- L. Hearn, Japan, ein Deutungsversuch, Frankfurt a. M., 1912.
- Sven Hedin, Transhimalaja, Leipzig, 1909.
- Sven Hedin, Zu Land nach Persien, Leipzig, 1910.
- Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten, Leipzig, 1899.
- W. Heitmüller, Im Namen Jesu, Göttingen, 1903.
- I. Heckenbach, De nuditate sacra sacrisque vinculis, Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, Band 9, Gießen, 1911.
- H. Henkenius, Entstehung und Verbreitung der Anthropophagie, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Wien, 1893.
- G. A. Herklots a. Ja'far Sharif, Quanoon-e-Islam or the customs of the Mohammedans of India, London, 1832.
- A. Hillebrandt, Ritualliteratur, Grundriß der iranischen Philologie und Altertumskunde, IV, 2, Straßburg i. E., 1897.
- H. Holtzmann — W. Bauer, Handkommentar zum Neuen Testament, 4; 3. Aufl. Tübingen, 1908.
- Houtum — Schindler, Notes on Marco Polos Itinerary in Southern Persia, Journ. R. As. Soc., 1881.
- H. H. Howorth, History of the Mongols. London, 1876—80.
- A. M. Hyamson, Artikel „Jews in China“, E. R. E. III, 556 ff.
- J. M. James, Descriptive notes on the rosaries (j'iu-dzu) as used by the different sects of Buddhist in Japan: Transactions of the As. Soc. of Japan, IX.
- M. R. James, The Testament of Abraham, Text and Studies by J. A. Robinson II, 2, Cambridge, 1893.
- W. Joest, Tätowieren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin, 1887.
- Stan. Julien, Si-Yu-ki or Mémoires sur les contrées occidentales de Hiouen Tsang, trad. par Stan. Julien, Paris, 1858.
- Stan. Julien, Histoire de la vie de Hiouen Tsang et de ses voyages dans l'Indes depuis l'an 629 jusqu'en 645 par Hoei-Li et Yen Thsong, trad. par Stan. Julien. Paris, 1853.
- J. Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra, Berlin, 1847.
- F. Kennedy, A History of the Great Moghuls, Calcutta, 1905, II.
- D. Klementz, Artikel „Buriats“ in E. R. E. III, ff.
- K. F. Koeppen, Die Religion des Buddha. Berlin, 1857—59.
- K. Kohler, Das Verbot des Knochenzerbrechens, Archiv f. Rel. Wiss., 1910, S. 153 ff.
- E. Kuhn, Barlaam und Joasaph, eine bibliographisch-literargeschichtliche Studie, München; 1893, Abh. d. phil. philol. Cl. d. k. bayr. Ak. d. W.
- H. Kunicke, Das Männerkindbett, Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1911, S. 546 ff.
- Chr. Lassen, Indische Altertumskunde, Bonn und Leipzig, 1847—58.
- E. Lehmann, Artikel „Erscheinungswelt der Religion“, in „Rel. in Geschichte und Gegenwart“, II, Sp. 497 ff.
- E. Lehmann, Artikel „Religionsgeschichte“ in Real-Enc., 3. Aufl. S. 398 ff.

- H. Lemke, Die Reisen des Venezianers Marco Polo, 2. Aufl. Berlin, 1908.
F. Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, Jena, 1878.
F. Liebrecht, Gervasius von Tilbury, Hannover, 1856.
F. Liebrecht, Barlaam und Josaphat, Deutsche Übersetzung, Münster, 1847.
I. Lubbock, Die Entstehung der menschlichen Zivilisation. Jena 1875, und die englische Ausgabe: *The origin of civilisation*, London, 1889.
Job. Ludolfus, Historia Aethiopica, Frankfurt a. M., 1681.
M. Lüttke, Artikel „Abessinische Kirche“, in Real-Enc. 3. Aufl. I, S. 83 ff.
- P. I. Maclagan**, Artikel „Demon and spirits (chinese)“ E. R. E. IV, 578.
De Mailla, Histoire générale de la Chine, Paris, 1783.
I. W. E. Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin, 1858.
Joh. von Marignolli, Sammlungen über die Reise nach dem Osten (1338–53), in H. Yule; Cathay — Siehe dort.
A. Marmorstein, Legenden-Motive in der rabbinischen Literatur, Archiv für Religionswissenschaft 1913.
W. Marsden, History of Sumatra, London, 1811.
W. Marsden, The Travels of Marco Polo, London, 1818.
F. Mason, Burma, 2. Aufl. von W. Theobald, Hertford. 1882. 3.
C. F. Meyer, Artikel „Disease and medicine (introductory and primitive)“, E. R. E. IV, 723 ff.
C. Meyer-Frommhold, Vor 600 Jahren im Reiche der Mitte. Marco Polos Berichte über seine Reise nach China . . . in „Erlebtes und Erschautes“, Leipzig, 1912.
W. Milne, Life in China, London, 1857.
O. F. von Möllendorff, Die große Mauer von China, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Leipzig, 1881.
E. S. Morse, Evidences of Cannibalism in a nation before the Ainos in Japan, Tokio-Times, 1879, 18. Januar.
I. G. Müller, Amerikanische Urreligion, Basel. 1867.
- Bunjiu Nanjio**, A Catalogue of the chinese translation of the buddhist Tripitaka the sacred canon of the Buddhist in China and Japan, Oxford, 1883.
- B. Navarra, China und die Chinesen, Bremen, 1901.
M. F. Navarette, An Account of the Empire of China, in Awnham and Churchills Collection of voyages and Travels, I.
K. F. Neumann u. A. Bürk, Die Reisen des Venetianers Marco Polo, 2. Aufl. Leipzig 1855.
- Odorich von Pardenone**, L'Hystoire merveilleux du grand Khan de Tartarie Paris, 1529.
- F. Ohlinger, A Visit to the Dog-Headed Barbarians or Hill-people, near Fu-chow, Chinese Recorder, 1886.
- C. d'Ohsson, Histoire des Mongols, Amsterdam, 1834.
- H. Oldenberg, Zwei Aufsätze zur altindischen Chronologie und Literaturgeschichte, Nachr. d. Gött. Gel. W. 1911.
- H. Oldenberg, Der indische Buddhismus (1910–1913), Archiv für Religionswissenschaft 1914, S. 606 ff., bes. 650 ff.
- H. Oldenberg, Religion des Veda, Berlin, 1894.
- J. C. Oman, The Mystics, Ascetics and Saints of India, London, 1903.
- H. Osorio, Geschichte Emanuels von Portugal, Lissabon, 1804–8.

- Palladius, Archimandrit**, *Elucidations of Marco Polos Travels in North-China, drawn from Chinese Sources*, Journ. N. C. Br. R. As. Soc. X, 1876.
- P. S. Pallas**, *Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften*, Petersburg 1776.
- P. S. Pallas**, *Reise durch verschiedene Länder des russischen Reiches*, Petersburg, 1773 ff.
- D. Parthay**, *Ostindianische und Persianische Neunjährige Kriegs-Dienste*, Nürnberg 1698.
- M. G. Pauthier**, *Le livre de Marco Polo*, Paris, 1865.
- S. P. Perdrizet**, *La miraculeuse histoire de Pandare et d'Echédore*, Archiv f. Rel. W. 1910. S. 54 ff, 100 ff.
- S. M. Perlmann**, *Die Juden in China*, Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1909.
- M. Quatremère**, *Raschid-ed-din*, *Histoire des Mongoles de la Perse*, trad. par M. Quatremère, Paris, 1836.
- W. Radloff**, *Aus Sibirien*. Leipzig, 1884.
- W. M. Ramsay**, *The letters of the seven churches of Asia*, London, 1904.
- Raschid-ed-din**, Siehe M. Quatremère u. E. L. Berezine.
- Real-Encyklopädie für Protestantische Theologie und Kirche** (R. E.), 3. Aufl. Leipzig, 1896 ff.
- M. Reinaud**, *Relations des voyages arabes dans l'Inde et à la Chine au neuvième siècle*, I. *Religion in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen, 1909 ff. (R. G. G.).
- I. P. A. Remusat**, *Nouveaux Mélanges Asiatiques*, Paris, 1829.
- Th. Richard**, *Guide to Buddhahood, being a standard manual of Chinese Buddhism*, Shanghai, 1907.
- C. Ritter**, *Die Erdkunde von Asien*, Berlin, 1832 ff.
- W. W. Rockhill**, *William of Rubrouck*, translated, London, 1900.
- W. Ruysbroek**. Siehe: W. W. Rockhill.
- H. Salt**, *Neue Reise nach Abessinien in den Jahren 1809 u. 10. Aus dem Englischen von F. Rühs*, Weimar, 1815.
- P. D. Chantepie de la Saussaye**, *Lehrbuch der Religionsgeschichte*, 3. Aufl., Tübingen, 1905.
- E. Schiller**, *Schinto*, Berlin-Schöneberg 1911.
- E. Schiller**, *Thronwechsel in Japan*, Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, 1912.
- E. Schlagintweit**, *Buddhism in Tibet*, London und Leipzig, 1863.
- I. I. Schmidt**, *Geschichte der Ostmongolen*, verfaßt von Ssanang Ssetzen Chung-taidschi, Petersburg, 1829.
- H. R. Schoolcraft**, *Historical and statistical information respecting the History, Condition and Prospects of Indian Tribes of the United States*, Philadelphia, 1851–60.
- L. von Schroeder**, *Reden und Aufsätze*, Leipzig, 1913.
- W. Schüler**, *Abriß der neueren Geschichte Chinas*, Berlin, 1912.
- G. Schulemann**, *Die Geschichte der Dalai Lamas*, Heidelberg, 1911.
- I. H. Schütz**, *Die Geschichte des Rosenkranzes*, 1903.
- G. Schweinfurth**, *Reise nach den oberen Niländern*, in Petermanns Mitteilungen 1871, S. 11 ff.
- R. Seemann**, *Narrative of the voyage of the Herald during the years 1845–51*, London, 1853.
- H. v. Siebold**, *Notes on Japanese Archaeologie*, Yokohama, 1879.

- H. Southgate**, *Narrative of a tour through Armenia, Kurdistan, Persia and Mesopotamia*, London, 1840.
- Ssanang Ssetzen**, Siehe: I. I. Schmidt.
- Hrolf Vaughan Stevens**, *Materialien zur Kenntnis der wilden Stämme auf der Halbinsel Malakka*, Berlin, 1892.
- Stimmen aus Maria Laach*, 1898, Heft 3. *Zur Geschichte des Rosenkranzes*.
- I. Strahlenberg**, *Historie der Reisen in Rußland, Sibirien und der Großen Tartarey*, Amsterdam, 1757.
- P. M. Sykes**, *Ten Thousand Miles in Persia*, London, 1902.
- I. B. Tavernier**, *The six voyages*, London, 1677.
- N. W. Thomas**, Artikel *Animals (Spider)* in E. R. E. I, 483 ff. (528).
- H. Thurston**, *The history of the rosary in all countries*. *Journ. of Soc. of Arts*, 50, S. 61—76.
- C. v. Tischendorf**, *Evangelia Apocrypha*, 2. Aufl. Leipzig, 1876.
- C. P. Tiele**, *Kompendium der Religionsgeschichte*, 4. Aufl. von N. Soederblom, Berlin 1912.
- I. Tobar**, *Inscriptions juives de Kai-fong fu*, Paris, 1900.
- R. Ch. Trench**, *Studies in the Gospel*, London, 1867.
- Hiuen Tsang**, Siehe: Stan. Julien.
- E. B. Tylor**, *Primitive Culture*, London, 1871, 2 Bde.
- P. Della Valle**, *Viaggi*, Ed. Brighton, 1843.
- H. Vámber**, *Sketches of Central Asia*, London, 1868.
- G. T. Vigne**, *Travels in Kashmir*, London, 1842.
- L. A. Waddell**, *The Buddhism of Tibet*, London, 1895.
- Th. Waitz**, *Anthropologie der Naturvölker*, Leipzig, 1-60.
- W. Ward**, *View of the History, Literature and Mythologie of the Hindus*, London 1892.
- I. Warneck**, *Die Lebenskräfte des Evangeliums*, Berlin, 1908.
- I. Warneck**, *Die Religion der Batak*, Leipzig, 1909.
- W. Wassiljew**, *Der Buddhismus*, Petersburg, 1860/61.
- Th. Watters**, *On Juan Chwangs Travels in India 629—645*, posthum, herausgeg. von Rhys Davids, London, 1904/05.
- H. Weinel**, *Wirkungen des Geistes und der Geister*, Freiburg, 1899.
- E. Westermarck**, *Geschichte der menschlichen Ehe*, Jena, 1893.
- E. Westermarck**, *The origin and development of the moral ideas*, London, 1906 und 1908.
- H. Wheeler**, Artikel „Blood“ in E. R. E. II, 714 ff.
- R. Wilhelm**, *Lunyü*, Jena, 1910.
- W. I. Wilkins**, *Modern Hinduism*, London, 1887.
- S. W. Williams**, *The Middle Kingdom*, New York, 1876.
- T. A. Wise**, *Commentary on the Hindu System of Medicine*, London, 1860.
- J. Witte**, *Kannibalismus in China*, Zeitschrift f. Miss. u. Rel.-W. 1913.
- J. Witte**, *Ein japanischer Jonathan Swift*, Zeitschrift für Miss. u. Rel.-W. 1914.
- J. Witte**, *Ostasien und Europa*, Tübingen, 1914.
- W. Wundt**, *Völkerpsychologie*, II, 3, Leipzig, 1909.
- P. Wurm**, *Geschichte der indischen Religion*, Basel, 1871.
- H. Yule**, *The book of Marco Polo*, 3. Aufl. von H. Cordier, London, 1903.
- H. Yule**, *Cathay and the way thither*, London, 1866.
- O. Zöckler**, Artikel „Rosenkranz“ in R. E. XVII, 144 ff.

Hutten -Verlag, G. m. b. H., Berlin SW 11
Schöneberger Straße 8.

**Ein von unseren tapferen Soldaten im Felde gern
gelesenes Buch**

sind die in unserem Verlage erschienenen

**Andachten
für schlichte Leute**

von

Alfred Fischer

Pfarrer an der Jerusalemskirche in Berlin.

Geh. M. 1,80. Kart. M. 2,—. In Leinen gebunden M. 2,50.
In Ganzleder M. 4,—.

„Die Christliche Welt“ schreibt über das Buch: „Ruhig und klar fließt der Strom der Rede dahin. Aber diese Rede ist das Gewand für Gedanken von tiefem sittlichen Ernst und einer warmen innigen Frömmigkeit. Ich denke mir, daß der Verfasser Glieder aller Stände unter seiner Kanzel versammelt. Denn er versteht es, dem schlichten Manne verständlich zu sein und doch dabei den Anspruchsvollen nicht leer ausgehen zu lassen. Darum möge sich auch der Gebildete, wenn er nach Andachten greifen will, unter die „schlichten Leute“ rechnen, an die sich der Verfasser wendet.“

Hutten - Verlag, g. m. b. H., Berlin SW 11
Schöneberger Straße 8.

Wertvolle Bücher

aus unsern Sammlungen:

Die Religion der Klassiker
und
Die Klassiker der Religion.

Jesus

Von Professor **D. Dr. Heinrich Weinel.**
Preis geheftet M. 1,50, gebunden M. 2,—.

„Das Buch von Weinel halte ich für ganz ausgezeichnet, und zwar wegen der eigenartigen Zusammenstellung des in den Evangelien uns dargebotenen Stoffes und der meist äußerst treffenden Überschriften. Wer dies Buch, auch als schlichter Laie, studiert, wird viel von ihm haben.“ (Darmstädter Tageblatt.)

Friedrich der Große

Von **Dr. Heinrich Ostertag**
Preis geheftet M. 1,50, gebunden M. 2,—

Der große König, der auch gegen eine Welt von Feinden zu kämpfen hatte, war eine durchaus religiöse Natur. Die in dem obigen Buch enthaltene Auswahl charakteristischer religiöser Äußerungen macht auch auf den modernen Menschen einen tiefen Eindruck.

Johann Gottlieb Fichte

Von Professor **Heinrich Weinel.**
Preis geheftet M. 1,50, gebunden M. 2,—.

Fichte, einer der geistigen Führer des deutschen Volkes in den Befreiungskriegen, spricht hier in Auszügen aus seinen Werken zu der heutigen Generation.

Hutten -Verlag, G. m. b. H., Berlin SW 11
Schöneberger Straße 8.

In unserem Verlage erschien:

Aus Tsingtaus schweren Tagen im Weltkrieg 1914

Tagebuch
von
Dr. Richard Wilhelm.

14. bis 15. Tausend.

Preis geheftet 80 Pfennig.

Das Tagebuch, welches der in Tsingtau als Missionar tätige Dr. Richard Wilhelm vor und während der Belagerung geführt hat, schildert in packender Weise das heldenmütige Ringen der tapferen deutschen Besatzung gegen die übermächtigen Streitkräfte der Japaner und Engländer. Das Buch bringt eine Fülle neuer Mitteilungen aus den schweren Monaten der Belagerung, und niemand wird es ohne innere Ergriffenheit aus der Hand legen.

Hutten - Verlag, G. m. b. H., Berlin SW 11
Schöneberger Straße 8.

In unserem Verlage erschien:

Die Wunderwelt des Ostens

Reisebriefe aus China und Japan

von

Missionsdirektor Lic. Dr. phil. J. Witte

Mit 22 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

166 Seiten.

Preis: Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—.

Der Verfasser gibt Schilderungen von seiner Reise über Sibirien, zurück über Indien so lebensvoll und bezeichnend, daß man gefesselt wird und gern weiterliest. Ernstes und Heiteres, wie der mißglückte Ausflug zum Berge Taischan, wird anziehend erzählt. Aber was dem Buche seinen hohen Wert verleiht, ist die Einsicht, mit der Witte das religiöse Leben und die Kultur des fernen Ostens behandelt mit Verständnis für das Heidentum in seinen rohesten, wie in seinen abgeklärtesten Darstellungen. Durch solch ein Buch können auch wir Abendländer die von uns so grundverschiedene Welt recht kennen und verstehen lernen und begreifen, was an ihr am meisten fehlt und was wir Evangelischen ihnen zu bringen verpflichtet sind: Persönlichkeit und zwar christliche Persönlichkeit.

(Neues Sächsisches Kirchenblatt.)

Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

